

Ideale.

Ausgewählte Schulreden

von

Albert von Bamberg.



Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH

1906.

I d e a l e .

Husgewählte Schulreden

von

Albert von Bamberg.



Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH 1906

Alle Rechte vorbehalten.

ISBN 978-3-662-32063-1 ISBN 978-3-662-32890-3 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-662-32890-3

Druck von C. Buchbinder (S. Duse) Neu-Neppin.

Vorwort.

Die „Ideale“ in Druck zu geben erhielt ich einen mich freudigst bewegenden Anlaß durch die Überraschungen, die mir zur Vollendung meines vierzigsten Dienstjahres meine Herren Kollegen durch eine Festschrift, meine lieben Primaner durch ein Bild Kaiser Wilhelms II. bereiteten. Die von mir ausgewählten Schulreden durften mir als eine sinnvolle Gegengabe erscheinen. Von einer Amtspflicht gefordert entsprechen sie meiner Auffassung des höheren Schuldienstes als einer nationaletischen Aufgabe. Ihrem Inhalt nach wesentlich durch die innere Teilnahme bestimmt, womit ich große allgemein deutsche Bewegungen und Entwicklungen erlebt habe, berühren sie sich doch auch mit der mir so liebevoll gewidmeten Festschrift und der innern Geschichte des Gymnasiums, dem sie zur Ehre gereicht, und ihr Grundton stimmt zu dem Wort, das unser Kaiser am 17. Oktober 1903 bei ihrer Einsegnung an die Prinzen August Wilhelm und Oskar von Preußen richtete: „Was auch Eure Passionen, was auch Eure Gaben sein mögen, es möge jeder danach trachten, auf seinem Gebiete das Beste zu leisten und eine Persönlichkeit zu werden, in seine Aufgaben hineinzuwachsen, in ihnen zu schaffen und sie zu fördern nach dem Beispiele des Heilandes.“

Es wäre mir eine hohe Freude und eine willkommene Stärkung, wenn die „Ideale“ auch in weiteren Kreisen des Berufs, dem ich die ungetrübtesten Lebensfreuden danke, als ein bescheidener Beitrag zu der uns aufgegebenen Verbindung der klassischen und christlichen mit den nationalen Ideen freundlich beachtet werden sollten.

Gotha, 8. Dezember 1905.

Dr. Albert von Bamberg.

Inhalt.

| | Seite |
|---|-------|
| 1. Bismarck 1885 | 1 |
| 2. Kaiser Friedrich 1888 | 9 |
| 3. Wilhelm Hey 1889 | 21 |
| 4. Platons Euthyphron 1890 | 29 |
| 5. „Drei sind Einer in mir, der Hellene, der Christ und der Deutsche“ 1891 | 39 |
| 6. Sophokles' Antigone im Lichte des Christentums 1894 | 57 |
| 7. Von wahrer Mannhaftigkeit 1896 | 65 |
| 8. Kaiser Wilhelm der Erste 1897 | 72 |
| 9. Von der Selbstsucht und ihrem Gegenteil 1898 . . . | 97 |
| 10. Goethe und Wilhelm I. 1900 | 110 |
| 11. Kant und Herder 1904 | 116 |
| 12. Schiller 1905 | 125 |
| Anmerkungen | 137 |

1.

Bismarck.

Entlassungsrede 31. März 1885.

Meine lieben jungen Freunde!

So stehen denn auch Sie im Begriff aus der Lehranstalt zu scheiden, die bisher Ihre geistige Entwicklung gefördert und geleitet hat.

In dem Akt der Entlassung aus dieser Schule sollen Sie angesichts dieser hochansehnlichen Versammlung für reif erklärt werden, nunmehr im Genuß größerer Freiheit und darum auch in dem gesteigerten Gefühl eigener Verantwortlichkeit sich für den Eintritt in den von Ihnen gewählten Lebensberuf auszurüsten.

Dies erkennen Sie ja wohl alle als die Aufgabe, die Ihnen für die nächsten schönen Jahre Ihres Lebens gestellt ist, und werden sich die Klarheit dieser Erkenntnis durch nichts trüben lassen wollen.

Ein großer Teil von Ihnen hat uns bewiesen, daß Sie Verständnis haben für die Verbindung jugendfrischen Frohsinns und anspruchsloser geselliger Freuden mit ernstem wissenschaftlichen Streben, und dadurch den guten Glauben begründet, daß Sie sich von allem fernhalten werden, was Ihren Geist statt ihn zu beschwingen vielmehr wie mit Bleigewichten belastet niederziehen könnte, und ich fürchte von keinem unter Ihnen, daß auf ihn die Worte Anwendung finden könnten, mit welchen Homer den Aeneassjinn verurteilt:

*δμῶες, εὐτ' ἂν μηκέτ' ἐπικρατέωσιν ἄνακτες,
οὐκέτ' ἔπειτ' ἐθέλουσιν ἐναίσιμα ἐργάζεσθαι,*
vielmehr hoffe ich, daß in Ihnen jene an die Empfindungen
freier Seelen sich wendende althehrwürdige Mahnung
nachklingt:

αἰὲν ἀριστεύειν καὶ ὑπείροχον ἔμμεναι ἄλλων.

Hat Ihnen doch auch das Gymnasium nicht bloß eine
Übung Ihrer Geisteskräfte, nicht bloß formale Bildung
gewähren wollen; es wollte Ihr geistiges Leben auch mit
einem reichen und würdigen, Sie im besten Sinne des
Wortes frei machenden Inhalt erfüllen, Ihr ganzes Wesen
über das Gemeine hinausheben, indem es Ihnen die er-
habensten Gedanken und die hochherzigsten Per-
sönlichkeiten vertraut machte und etwas von ihrem Geist
in Sie überzuleiten suchte.

Sie haben sich mit unverdorbenem Jugendsinn gerade
solchen Einwirkungen besonders zugänglich gezeigt; darum
wage ich es auch, die Mahnungen, welche ich in dieser Ab-
schiedsstunde an Sie richten möchte, an eine Gestalt von
übertragender Größe zu knüpfen, die unter den Gegenständen
Ihrer liebenden und bewundernden Verehrung — ich weiß
es — nicht die letzte Stelle einnimmt.

Es war mir in den letzten Wochen eine wahre Herzens-
freude, zu erfahren, daß Sie ohne jede Anregung von unserer
Seite nur dem Zug Ihrer Begeisterung folgend sich ver-
bunden hatten, um in aller Stille dem Mann auch Ihre
Huldigung darzubringen, dessen Staatskunst im Bunde mit
einer unvergleichlichen Heeresverwaltung und Heeresleitung
während Ihrer Lebenszeit das große nationale Werk der
Einigung der deutschen Staaten und Stämme unter einem
Kaiser vollbracht hat.

Heute stehen wir unmittelbar vor dem Tage, an
welchem das deutsche Volk, soweit es nationaler Empfindungen
fähig ist, in begeisterter Einmütigkeit Gott danken wird,

daß er ihm vor 70 Jahren diesen gewaltigen Staatsmann hat geboren werden lassen, und ich habe nicht nötig, Ihnen heute seine Größe zu erörtern.

Aber mahnen möchte ich Sie, des Glückes, daß Sie unter dem Eindruck solcher Größe aufgewachsen sind, sich würdig zu zeigen.

Das können Sie nur, wenn Sie von staunender Bewunderung zu einem tieferen Eindringen in die ethischen Voraussetzungen dieser Größe fortschreiten, und ich möchte Ihnen dazu Anregung geben, indem ich Sie an wenige Charakterzüge des großen Mannes erinnere, die ebensosehr seine Erfolge bedingt haben, wie sie anderseits uns alle zu nachfeiernder Aneignung aufzufordern scheinen.

Dieser zum Herrschen geborene Geist ist doch zu seiner weltgeschichtlichen Größe auf keinem andern Weg emporgestiegen als indem er diente.

Er hat seine Kraft ganz und voll in den Dienst gestellt seines Herrscherhauses und seines Volkes, beides in untrennbarer Verbindung gedacht.

Berufen durch das Vertrauen eines Königs, der wie sein genialer Vorfahre sich als den ersten Diener seines Staates betrachtet und in der Demut seines Herzens diesen Dienst dadurch weiht, daß er ihn als ihm von Gott aufgetragen ansieht, ist unser Reichskanzler in gleicher Denkweise mit allem Empfinden, Sinnen und Tun immer mehr aufgegangen in der großen Aufgabe, von der er mit Recht glaubt, daß ein Wille, der noch über dem Willen seines kaiserlichen Herrn steht, sie auf seine starken Schultern gelegt habe.

Man sagt wohl, der höchste Kampfesmut finde sich, wenn die äußere Notwendigkeit keine Wahl mehr lasse zwischen Flucht und Kampf.

Eble Geister kennen eine zwingendere Notwendigkeit.

Für sie gibt es ein Müssen, das mit ihrem besten Willen zusammenfällt; für sie ist der Gehorsam gegen das Gebot dieser Notwendigkeit die höchste Betätigung ihrer Freiheit.

Die Macht, der sie gleich sehr wollend und gleich sehr müßend gehorchen, beraubt sie der Möglichkeit, sich an das zu erinnern, was an ihnen endlich ist, und läßt sie an keine Niederlage denken.

Mag ihre Person im Kampfe fallen, mag, was sie erstreben, in der kurzen Spanne Zeit, die sie selbst unter den Sterblichen weilen, verkannt werden, sie wissen, ihr Wille ist der Wille einer höheren Macht, die sie selbst und ihre Gegner überdauert und endlich doch die Sache, der sie gebient, zum Siege führt.

Solcher Art sind die Heroen der Weltgeschichte, solcher Art ist auch unser Reichskanzler, ein unermülich dienender und kämpfender Held, gewappnet mit unerschütterlicher Festigkeit und kühner und ausdauernder Tapferkeit, durchglüht von einer über die Grenzen seines Lebens zuversichtlich hinausschauenden Hoffnungsfreudigkeit.

Wohl liegt es dem Sinn der Gewaltigen dieser Erde, wenn sie sich von dem Geist niedriger Selbstsucht losgemacht, näher, die Gewalt, die ihnen ihre Stellung gibt, als von Gott stammend anzusehen, als uns andern, die wir mit vielen dieselben Aufgaben teilen; aber darum ist doch die Erfüllung eines jeden Lebensberufes erst dann recht gesegnet, wenn er als ein gottgewollter aufgefaßt wird, und die höchste Kraft zum Guten wird überall erst dann entwickelt, wenn ein Mensch, er sei, was er wolle, mit allen Fasern seines Wesens es empfindet, daß er im Namen Gottes zu handeln habe.

Gott schenke Ihnen, meine lieben jungen Freunde, daß auch Sie diese Wahrheit in reichstem Maße und recht vielen zum Segen an sich selbst erfahren!

Unsere Zeit bedarf solcher gottgeweihten Kräfte.

Sollen die lebenszerstörenden Anschauungen, welche selbst in die sonst so lebensfreudige Jugend eingedrungen sind, überwunden werden, so kann es nur so geschehen, daß das Leben als ein seinen Lohn in sich selbst tragender Dienst aufgefaßt wird, von dem niemand entbinden darf als der göttliche Dienstherr selbst.

Aber freilich — die Geschichte lehrt an einer traurigen Reihe tragischer Beispiele, daß auch gottverlassener Wahn geglaubt hat, Gott zu dienen, der Welt nicht zum Segen, sondern zum Fluch. Und auch edle Geister sind untergegangen, weil sie versäumten, sich des rechten Weges zum rechten Ziel gewiß zu machen.

Wer in den großen Zusammenhang menschlicher Dinge eingreifend Gottes Willen auszurichten sicher sein will, der muß Ziel und Bedingungen der Entwicklung, die seiner Förderung und Leitung zu bedürfen scheinen, erforscht haben; nur wer klar zu sehen vermag, soll zu führen wagen.

Unseres großen Kanzlers weitschauender Idealismus ist gepaart mit jenem Realismus, der die Dinge sieht, wie sie sind und wie sie geworden sind; der in der Gegenwart wohl die Keime der Zukunft erblickt, aber nicht vergißt, daß diese Keime sich organisch entwickeln wollen; der die Macht der Ideen keineswegs leugnet, sie aber in die Überlegung, die dem Handeln vorausgeht, erst dann hineinzieht, wenn sie sich in der wirklichen Welt lebensfähig erwiesen haben und mit den Lebensbedürfnissen realer Mächte verwachsen sind; der auf jeder Stufe der Entwicklung der Dinge scharf erkennt, wie weit vorgedrungen werden kann auf dem Weg zu dem Ideal, das es zu verwirklichen gilt; der auch kühneren Willen zur Besonnenheit erzieht und ihn gewöhnt, die ganze Kraft immer nur für das Erreichbare einzusetzen, ohne sie der Schlagfertigkeit zu

berauben, welche die unerwartete Gunst des Augenblicks raschen Entschlusses tatkräftig benutzt.

Dieser Realismus hat es unserm Reichskanzler an seinem Teile möglich gemacht, nicht leichten Schwungs für schöne Augenblicke, sondern Schritt für Schritt fortschreitend für die Dauer die begeistertsten Hoffnungen unserer Dichter auf ein neues deutsches Kaisertum aus dem Reich der Phantasie und der frommen Wünsche in die Welt der Wirklichkeit zu versetzen.

Solchen die Wirklichkeit verstehenden und dem Ideale zustrebenden Realismus möchte ich Sie mahnen, ihr Leben lang mit allem Ernst in sich zu bilden und zu pflegen, eingedenk des Wortes: „Den Blick zum Besten, den Fuß im Festen!“

Dieser Realismus ist wohl zu unterscheiden von jenem oberflächlichen Treiben, das sich praktisch zu sein nur rühmen darf, sofern es sich theoretischer Erkenntnisse geflissentlich enthält, und es nun und nimmer zu ändern als Scheinerfolge bringen kann.

Der wahre Realismus ist vielmehr der Wissenschaft stammverwandt, ist wie sie Streben nach klarer Erkenntnis, allem Rebelhaften feind, freilich auch der Anmaßung, mit welcher dann und wann die Vertreter der Wissenschaft die Mannigfaltigkeit des Gewordenen und Werdenen nach ihren fertigen Systemen zu meistern sich unterfangen.

Wo aber dieser Realismus seiner eigenen Natur gemäß voll und gesund entwickelt ist, da zeigt er sich auch mit der Wahrhaftigkeit verbunden, die sich nicht begnügt selbst zu erkennen, sondern in dem Vertrauen auf die Macht der Wahrheit ohne Furcht die eigene Erkenntnis ungemindert auch auf die andern wirken läßt.

Es ist nicht der geringste Ruhmestitel unseres Reichskanzlers, daß er in den Verkehr der Staaten untereinander

die Wahrheit und ihre Schwester die Ehrlichkeit zurückgeführt und zu seinen treuesten Verbündeten gemacht hat.

Ihnen verdankt er das Vertrauen, dessen seine Staatskunst sich überall erfreut, ihnen die Versöhnung alter Feinde.

Durch sie ist sein staatsmännisches Wirken zu einem leuchtenden Beweis dafür geworden, daß auch auf Gebieten, wo man sonst wohl gemeint hat, nur mit den Mitteln der List und Gewalt Erfolge gewinnen zu können, ethische Mächte ihre Überlegenheit bewähren.

Der Glaube an die Wirkungskraft dieser Mächte ist geeignet, jedem redlichen und wahrhaftigen Streben die Hoffnung zu beleben, daß es ihm ohne Aufwand von Mitteln der Weltklugheit gelingen werde, sich unter den Gegensätzen der Welt zu behaupten; er läßt uns auch hoffen, daß der weltgeschichtliche Kampf, in welchem Luther durch die Sorge um sein und seiner Nebenmenschen Seelenheil, unser Reichskanzler durch die Unversöhnlichkeit ebenso hochgesteigert als innerlich schlecht begründeter geistlicher Machtansprüche mit den Bedürfnissen nationaler Kraftentwicklung unter einem evangelischen Kaiser hineingeführt worden ist, daß dieser gewaltige Kampf mit einem endlich vollständigen Sieg der Wahrheit enden werde.

Das wird geschehen, wenn unter uns ein neues, den Bedürfnissen der Seele unseres Volkes entsprungenes und sie befriedigendes, durch und durch wahres, gesundes und triebkräftiges religiöses Leben erwacht ist und seinem Streben sich zu verkörpern eine Persönlichkeit entgegenkommt, welche mit den ethischen Kräften unseres Reichskanzlers ausgestattet, dann auch auf dem Gebiet des geistigen Lebens die Zwietracht zu bändigen und das Werk der Einigung des deutschen Volkes zu vollenden vermag.

Wir dürfen auf einen solchen Erlöser aus unserer religiös-sittlichen Zerfahrenheit hoffen, wie wir und unsere

Väter auf den Erlöser aus staatlicher Ohnmacht gehofft haben und uns an dieser Hoffnung erheben.

Aber die Entwicklung unseres Volkslebens könnte auch einen andern Weg gehn.

Es könnte geschehen — was Gott verhüten wolle — daß wir über der Sorge für die Aufrechterhaltung und Mehrung der glorreich errungenen äußeren Macht und über der Arbeit für die Hebung unserer materiellen Wohlfahrt vergäßen, wozu das deutsche Volk mit seinem Freiheits- und Wahrheitsfinn, mit seiner Tapferkeit und Treue, seiner Gemütsinnigkeit und seiner Hingabe an das Unsichtbare unter den Völkern der Erde berufen ist.

Untreue aber gegen den eigenen Beruf ist auch für ein Volk Ursache und Anfang des Untergangs.

Sie, meine lieben jungen Freunde, sind ein Teil der Jugend, von deren Geist, wenn sie einmal zum Mannesalter herangereift ist, die Richtung unserer Entwicklung aufwärts oder abwärts abhängen wird.

Seien Sie dessen eingedenk!

Lassen Sie mich, wenn es mir vergönnt sein sollte, Ihren Lebensgang mit der Teilnahme, die ich meinen Schülern zu bewahren gewohnt bin, nach einer Reihe von Jahren aus der Nähe oder aus der Ferne zu beobachten, lassen Sie mich hoffen, daß ich mir nie sagen muß, ich habe Sie zu hoch geschätzt!

Kaiser Friedrich.

Rede, gehalten bei der Trauerfeier des Gymnasium Ernestinum am
18. Juni 1888.

In einer trauererfüllten Stunde haben wir uns hier zu ernstester Feier vereinigt. Mit unserm ganzen Volke folgen wir im Geiste dem schweigenden Zuge, der unsern Kaiser Friedrich von dem Schlosse, in dem einst des bei seiner Geburt von dem preußischen Volke mit jubelnden Hoffnungen begrüßten Prinzen Wiege stand und in dem er nun nach kurzer Regierung als Kaiser und König, von Millionen deutscher Herzen schmerzlichst beklagt, in die Ewigkeit hinübergeschlummert ist, in die Friedenskirche zur letzten Ruhe geleitet. Wir glauben die Trauerglocken zu hören, deren Klänge jetzt eben über die anmutigen Seen und Wälder, Gärten und Paläste der sonst so freundlichen, an stolzen Erinnerungen so reichen, heute dicht umflorten Königsstadt an der Havel dumpf und schwer hinübertönen.

Es durchschauert uns mit erneuter Gewalt die Empfindung des tragischen Geschicks, das diesen, so wollte es uns oft scheinen, glücklichsten aller Mitlebenden in dem kräftigsten Mannesalter so unbarmherzig hinweggerafft und unser in den letzten Jahrzehnten durch unerhörte Siegestaten so hoch erhobenes Volk zum zweitenmal in einem Jahre in die tiefste Trauer versetzt hat. Aber der heutige Tag soll diese Trauerempfindung läutern; er

soll unserm Schmerz alle Bitterkeit nehmen; er soll unsre Gedanken zu der Höhe einer Anschauung erheben, die uns die unabänderliche Vergangenheit in freundlicherem Lichte erscheinen läßt und unsern Blick für die ernstesten Forderungen der Gegenwart und der Zukunft wieder frei macht. Wir sollen lernen zu danken, daß Kaiser Friedrich uns gegeben ward, und sollen den aus der Welt des Sichtbaren Entschwundenen durch die Kraft treuer Liebe in der unsichtbaren Welt unserer verehrungsvollsten Empfindungen ein neues Leben und neue Wirksamkeit gewinnen lassen.

Kaiser Friedrich ward seinem Hause und seinem Volke an einem Tage geschenkt, der sie seit 1813 schon alljährlich zu den heiligsten Dankgefühlen aufgefordert hatte, und der an einem Siegestage Geborene ward zum Sieger geboren.

Lange Zeit schien es, als ob ihn niemals der Lorbeer des Schlachtenjägers schmücken werde; so wenig unterschieden trat im Unterschied von seinem Vater bei ihm die Neigung für das Kriegshandwerk auf. Sein Wesen ließ manchen Zug vermissen, den wir uns gewöhnt hatten als zu einer echten Soldatennatur notwendig gehörig zu betrachten, die wir voller ausgeprägt in seinem Vetter, dem Prinzen Friedrich Karl erblickten. Es nahm daher nicht wunder, daß im schleswig-holsteinischen Kriege von 1864 diesem und nicht ihm der Oberbefehl über die preussischen Truppen übergeben wurde. Dagegen wurde er dem Stabe des Feldmarschalls Wrangel, des Oberbefehlshabers der verbündeten Oesterreicher und Preußen, in der deutlich erkennbaren Hoffnung beigegeben, daß es seiner Liebenswürdigkeit und seinem erprobten Takt gelingen werde, die Schwierigkeiten zu überwinden, die aus der Nebenbuhlerschaft des österreichischen und des preussischen Befehlshabers entstehen konnten. Aber schon damals zeigte sich, daß er, wo es Ernst war, alle persönlichen Tugenden eines Feldherrn zu entwickeln verstand. Er entzog sich keiner Strapaze, keiner Gefahr; kein Bauern-

haus war ihm zu gering für sein Quartier. Die hohe Gestalt des Kronprinzen, der im einfachen Feldmantel, die kurze Pfeife im Munde, mitten unter den Soldaten sich bewegte, war unter ihnen die beliebteste Persönlichkeit.

Als dann im Jahre 1866 Preußen in den großen Kampf um seine Existenz gegen Österreich und dessen deutsche Verbündete eintrat, erhielt der Kronprinz den Oberbefehl über die zweite, schlesische Armee, deren rechtzeitiges Eingreifen die fast schon verlorene Schlacht von Königgrätz zu dem glänzendsten und folgenreichsten Siege umgestaltete. In einem lebensvollen, farbenreichen Bilde ist die Szene von Meistehand gemalt, da auf dem Schlachtfelde nach dem Siege der König und der Kronprinz sich begegneten; aber der schlichte Bericht, den der Sohn in sein Tagebuch aufgenommen hat, gibt doch ein ungleich treueres Bild von der Art dieses Siegers. „Endlich“, so schreibt er,

„nach vielem Suchen und Fragen fanden wir den König; ich meldete ihm die Anwesenheit meiner Armee auf dem Schlachtfelde und küßte ihm die Hand, worauf er mich umarmte. Beide konnten wir eine Zeitlang nicht sprechen, bis er zuerst wieder Worte fand und mir sagte, er freue sich, daß ich bisher glückliche Erfolge gehabt, auch Befähigung zur Führung bewiesen; er habe mir, wie ich wohl durch sein Telegramm wisse, für die vorhergegangenen Siege den Orden pour le mérite verliehen. Jenes Telegramm hatte ich nicht erhalten, und so überreichte mir denn mein Vater und König auf dem Schlachtfelde, wo ich den Sieg mit entschieden, unsern höchsten Militärverdienstorden. Ich war tief davon ergriffen, und auch die Umstehenden schienen bewegt.“

Das ist die einfache Sprache wahrer Größe. Kaiser Friedrich hat damals wie später freudigst anerkannt, was er seinem steten obersten strategischen Berater, dem General Blumenthal, verdankte, aber wenn am Tage von Königgrätz alles auf ein rastloses Vorwärtseilen seiner Truppen ankam, so war es seine Persönlichkeit, die ihnen die größten Anstrengungen leicht machte und ihre Schritte beflügelte. So konnte es auch, als im Jahre 1870 ganz Deutschland wider

den Erbfeind auszog, keinem Zweifel unterliegen, daß der Kronprinz und kein anderer die Führung der dritten Armee übernehmen mußte, die die Kontingente der drei süddeutschen Staaten mit norddeutschen Truppen vereinigte.

Welche Siegeslaufbahn er an der Spitze dieser ihm mit begeisterter Hingebung folgenden Truppen durchmessen hat, ist in aller Gedächtnis.

Am 28. Oktober 1870 ernannte ihn ein königlicher Erlaß zum Generalfeldmarschall, in welchem der königliche Oberfeldherr an seinen erlauchten Sohn unter anderem folgende Worte richtete:

„Du hast an der Herbeiführung des Gelingens unserer schweren Aufgabe einen überaus wichtigen Anteil gehabt, indem Du die Kampagne durch zwei Siege kurz nacheinander eröffnetest, dann durch Deinen strategischen Vormarsch die linke Flanke der Hauptarmee decktest, so daß diese gesichert zur Befiegung der Armee Bazaines schreiten konnte, dann Dich mit Deinen Armeeteilen der großen Armee angeschlossen, um in die Operationen gegen Sedan einzugreifen und die großen Ereignisse daselbst mitzuerkämpfen, und Du hast endlich jetzt die Zernierung von Paris, teilweise kämpfend, bewerkstelligt. Dies alles zusammengenommen bezeichnet den großen, den glücklichen Feldherrn. Dir gebührt daher die höchste Stufe des militärischen Ranges, und somit ernenne ich Dich zum Generalfeldmarschall. Es ist das erste Mal, daß diese Auszeichnung, die ich auch Friedrich Karl verleihe, Prinzen unseres Hauses zuteil wird. Aber die Erfolge, welche bisher in diesem Feldzuge errungen sind, erreichen auch eine Höhe und eine folgenreiche Wichtigkeit, wie wohl nichts Ähnliches zuvor.“

Diese Worte aus diesem Munde stellen Kaiser Friedrich für alle Zeiten in die Reihe der sieggekrönten Feldherren, aber sie schweigen von den unblutigen Siegen, die er einen nach dem andern von den Tagen an gewann, da er, zum Oberbefehlshaber der dritten Armee ernannt, die Höfe von München, Stuttgart und Karlsruhe besuchte. Überall jubelte seiner wahrhaft königlichen Erscheinung die süddeutsche Bevölkerung mit heller Begeisterung zu; sie begrüßte in dem preußischen Königssohn damals und so oft er später als

Generalinspektor der dritten Armeeeinspektion nach Süd-Deutschland kam, einen ihr verwandten Zug von Tiefe des Gemütes und frei sich gebender Freundlichkeit des Herzens. Wie es ihm aber draußen im Felde gelang, die so anders gearteten und gewöhnten süddeutschen Soldaten sich ganz zu gewinnen, davon mag ein Feldbrief eines bayrischen Offiziers zeugen, der unter anderm schrieb:

„Neben dem König hat der Kronprinz vollen Teil an der Liebe und Begeisterung des Heeres. In der schwierigen Stellung als Befehlshaber eines zum großen Teil nichtpreussischen Heeres hat er eine vortreffliche Art bewährt, die verschiedenen Elemente zu verbrüdern. Er hat seine Süddeutschen keineswegs mit besonderer Guld bedacht, als ob er um ihre Zuneigung werbe. Im Gegenteil, er hat ihnen zugemutet, was sie irgend leisten konnten; er hat den Befehlshabern ein ernstes Feldherrnurteil nicht erspart. Aber gerade durch die gemessene Haltung und Gerechtigkeit gewann er zuerst das vollste Vertrauen; daß er überall zum Siege führte, steigerte die Wärme; die herzvolle und ehrliche Freundlichkeit gegen die einzelnen tat das übrige, und ihm zumeist verdanken wir das brüderliche Verhältnis unter den Truppen und daß der Bayer am liebsten mit dem Preußen Arm an Arm geht. Auch die Gemeinen sind ihm Kame-raden für Leben und Tod; er spricht zu ihnen nicht herablassend und gnädig, sondern mit einem so deutlichen Ausdruck von persönlichem Anteil und mit Anflug guter Laune, daß den Leuten jedesmal das Herz aufgeht. Ebenso ihm selbst. Es begegnete ihm, als er einem Gemeinen eine seltene militärische Auszeichnung überreichte, daß er in seiner Freude den Tapfersten unter den Tapferen beim Kopfe nahm und küßte. Es war durch einige Augenblicke lautlose Stille; den Leuten zitterten die Gewehre in der Hand.“

Nach dem Friedensschluß begab sich der Kronprinz auf besondere Einladung des Königs Ludwig II. nach München, um dem Einzuge der heimkehrenden Truppen beizuwohnen, und wurde am Siegestore von dem Bürgermeister mit den Worten begrüßt: „Eure Kaiserliche Hoheit haben sich die Liebe der süddeutschen Soldaten erobert; aber auch unsere Herzen schlagen Ihnen warm und begeistert entgegen, und es soll kein Zwiespalt mehr sein zwischen Nord und Süd.“ Den Eindruck, den der Kronprinz damals machte, schildert ein

Berichterstatter mit den schönen Worten, die so recht geeignet sind, uns sein Bild auf der sonnigsten Höhe seines Lebens vor Augen zu stellen:

„Alle Blicke hefteten sich auf einen Punkt und auf eine Gestalt, die in schlichter Würde dahintritt, den Marschallstab in der geschlossenen Hand, im Antlitz jene ernste Treue, die alle Schönheit überragt: das ist der Kronprinz des Deutschen Reiches. Wie ein Gewitter tost, brach nun der Jubel aus allen Herzen los; ein Freudenschauer war es, der in den Lüften widerhallte. Friedrich Wilhelm verneigte sich tief nach allen Seiten; aber dennoch schien es, als ob der Ernst dieser Stunde ihm noch mehr als aller Jubel zu Herzen ginge. Kein Zeichen von anspruchsvollem Selbstgefühl sprach aus den Mienen des mächtigen Mannes; er war heute, wie er damals war, als Deutschland ihm das Feldherrnschwert in die Hände legte. Jener Charakterzug des deutschen Wesens, der unsrer Tüchtigkeit so sehr zum Ruhme gereicht, scheint in seiner Person verkörpert zu sein; er ist nicht nur ein Fürst, er ist ein Musterbild des deutschen Volkes.“

So hat er durch die Macht seiner Persönlichkeit den alten Geist des Mißtrauens des deutschen Südens gegen den deutschen Norden zu besiegen verstanden und das Werk des Schwertes und der Staatskunst durch die einigende Kraft verehrungsvoller Liebe vollenden helfen. Und wenn jetzt das Deutsche Reich außer durch die eigene großartig entwickelte Wehrkraft auch durch feste Bündnisse mit mächtigen Nachbarn gegen alle Angriffe gesichert erscheint, so verdanken wir dies zum guten Teil auch den Siegen, die Kaiser Friedrich als Kronprinz ohne Heer und Waffen jenseit der Alpen zu wiederholten Malen davongetragen hat.

Schon als er, bald nachdem Italien durch die preussischen Siege in den Besitz Venetiens gekommen war, zu der Vermählung des Königs Humbert nach Italien reiste, war es nicht bloß die Dankbarkeit für den Sieger auf dem Schlachtfelde, die ihm, wohin er kam, die stürmischsten Sympathiebezeugungen der leicht erregbaren italienischen Bevölkerung zuwendete; es war wieder der herzegewinnende Adel

seines Wesens, der Zauber seiner Achtung zugleich und Liebe einflößenden Persönlichkeit, was die Italiener in einen wahren Rausch von Begeisterung versetzte. Als dann 10 Jahre später, im Januar 1878, der Begründer der italienischen Einheit, Viktor Emanuel, gestorben und der deutsche Kronprinz nach Rom geeilt war, um dem Leichenbegängnis beizuwohnen und den ihm innigst befreundeten Humbert als König von Italien zu begrüßen, da konnte sich dieser keinen glückverheißenderen Anfang seiner Regierung denken, als wenn der Kronprinz dem feierlichen Akt seiner Eidesleistung anwohnte, und bat ihn, die Erlaubnis hierzu von dem Kaiser Wilhelm als erste, ihm, dem neuen König, zu erweisende Günst zu erbitten. Der Kronprinz wohnte dem Akt bei, und was abermals 10 Jahre später als staatsrechtlich bindender Bündnisvertrag der Welt mitgeteilt wurde, das erschien damals persönlich vorgebildet, als nach der Eidesleistung das italienische Königspaar mit dem deutschen Kronprinzen unter vieltausendstimmigem Covvarufen des Volkes nach dem Quirinal zurückfuhr, wo dann jene Balkonzene den Jubel des Volkes ins Maßlose steigerte, da der deutsche Kronprinz den achthährigen Sohn des Königs emporhob, um ihn dem Volke zu zeigen, und einen Fuß auf seine Lippen drückte.

Heute ruft dieses Bild uns ein anderes, tieftrauriges ins Gedächtnis, wie König Humbert den todfranken, der Sprache beraubten Kaiser Friedrich auf dem Bahnhofe von San Pier d'Arena begrüßte. Da verriet der Kaiser noch einmal, welche Bedeutung ihm die persönliche Freundschaft zu dem italienischen Königspaar für sein Volk und Reich hatte, indem er für den König auf ein Blatt Papier die Worte schrieb:

„Als Du den Vater verlorst, kam ich zu Dir, um sein Andenken zu ehren und Deiner Thronbesteigung beizuwohnen; ich nahm teil an Deinem und Deines Volkes Leid und an Eurer Freude. Heute, wo ich vom Unglück niedergebeugt bin, kommst Du zu mir. Ich danke Dir. Ich sehe darin einen neuen Beweis Deiner Freund-

schaft, die, wenn mir Gott beisteht und mir Genesung gibt, zwischen uns beiden, unseren Dynastien und unseren Völkern sich immer mehr befestigen wird.“

So hatte Kaiser Friedrich, als er die Herrschaft antrat, von der Fülle der Macht, die er überkam, einen guten Teil selbst zu erwerben geholfen als siegreicher Eroberer in Krieg und Frieden. Wenn schon bei seiner Geburt der Gedanke nahe genug lag, daß er einst nach dem Rechte der Thronfolge werde berufen sein, das preußische Königszepter zu führen, so hatte er als Kronprinz Preußens und des Deutschen Reichs die Meinung fest begründet, daß er ein geborener Herrscher sei, nicht in dem Sinne, daß er nach außen und innen mit eiserner Gewalt seinen Willen werde durchzusetzen wissen, sondern in dem andern, daß er von der Vorsehung für die schönste Regentenaufgabe bestimmt sei, unter dem Schutze äußern und innern Friedens seines Volkes beste und edelste Kräfte auf allen Gebieten unblutigen Wettstreites zu ungebundener Entfaltung zu bringen.

Wußte man doch, wie warm er für alles empfand, was den Frieden schmückt und was nur im Frieden gedeiht.

Die Liebe zu Kunst und Wissenschaft war ihm durch umsichtigen und einsichtigen Jugendunterricht eingeflüßt und hatte reiche und vielseitige Nahrung gefunden. So konnte alles auf seine Förderung rechnen, was einen Fortschritt auf diesen Gebieten geistigen Schaffens erstrebte. Eurem Interesse, liebe Schüler, liegt besonders nahe sein Verhältnis zu dem Altertum. Einer der geistvollsten und begeistertsten Lehrer der Altertumswissenschaft, Ernst Curtius, war sein Erzieher gewesen. Von ihm, der eben erst in R. D. Müllers Begleitung die jugendliche Seele in der Anschauung griechischer Landschaft und griechischer Kunst gebadet hatte, war er tief hineingeführt worden in liebevolles Verständnis des griechischen Altertums, und mächtig erwachte in ihm die in dem Knaben und Jüngling entzündete Liebe, als

er, der Sieger von Königgrätz, am 18. Oktober 1868 auf einem preussischen Kanonenboot die Insel Salamis umfuhr und dann auf der Akropolis die Denkmäler frommen Dankes eines siegreichen Volkes mit eigenen Augen in Wirklichkeit vor sich sah. Was Wunder, daß er dem von ihm allezeit innigst verehrten Lehrer der nachdrücklichste Befürworter wurde jenes ersten großen Friedenswerkes des neuerstandenen Deutschen Reiches, das dem Boden von Olympia die Siegesgöttin des Paionios und den Hermes des Praxiteles entwand und nach und nach jene geweihte Stätte nach ihrer Anlage und in vielen ihrer Teile wieder ans Licht zog.

Doch seine Reisen führten ihn nicht bloß nach Griechenland und wiederholt nach Italien, dessen Kunstschätze ihn mächtig anzogen, sondern auch nach Palästina, Agypten und Spanien und verliehen seinen Vorstellungen von den Kulturen, die diese Länder repräsentieren, Farbe und Leben. So war er gefeit gegen die Gefahr oberflächlichen Haftens an dem, was die Gegenwart Belehrendes und Erfreundes darzubieten vermag, gefeit durch einen starken Trieb, in die Schätze der Vergangenheit hinabzusteigen, und versprach, der bei uns heimischen und doch so oft angefochtenen geschichtlichen Geistesbildung ein mächtiger Hort zu werden. Aber ebenso durfte man von ihm erwarten, daß er, nachdem er als Kronprinz vor allem dem deutschen Kunstgewerbe seinen vielseitig fördernden Einfluß zugewendet hatte, als Kaiser eine Epoche großartiger nationaler Kunstübung inaugurierten werde, jenem perikleischen Zeitalter gleich, das den Göttern den Dank für den Sieg über die Barbaren in unvergänglichen Meisterwerken der Kunst darbrachte. Und es war wie eine erste Erfüllung solcher Hoffnung, als Kaiser Friedrich im Beginn seiner Regierung den künstlerischen Ausbau des Berliner Doms zu einem seiner Umgebung würdigen monumentalen Bau anordnete.

Wenn aber die Geschichte, vielleicht nicht zum wenigsten die des perikleischen Zeitalters, lehrt, daß Zeiten hoher Blüte von Kunst und Wissenschaft leicht einen Verfall der Kraft der Staaten vorbereitet, so zeigte Kaiser Friedrichs erster Erlaß an den Fürsten-Reichskanzler, daß er auch diese Lehre der Geschichte wohl verstanden habe. Die Grundlagen des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens kräftig zu erhalten war ihm die erste Aufgabe seines Herrscherberufs; erst wenn ihm diese gelänge, werde es ihm — so sprach er sich in dem Erlasse aus — zu besonderer Genugthuung gereichen, die Blüte, welche deutsche Kunst und Wissenschaft in so reichem Maße zeige, zu voller Entfaltung zu bringen. Und eben jene Grundlage des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens, wie hat er sie doch so tief und ganz verstanden und so voll gewürdigt! Es sind goldene Worte, die er in jenem Erlaß ausgesprochen hat, von der Notwendigkeit der Befestigung der Verfassungs- und Rechtsordnungen des Reiches und Preußens vor allem in der Ehrfurcht und in den Sitten der Nation und eben darum auch der möglichsten Vermeidung der Erschütterungen, die häufiger Wechsel der Staatseinrichtungen und Gesetze veranlasse; von dem höchsten Zwecke aller Rechte, zur Hebung der öffentlichen Wohlfahrt zu dienen; von der Unerläßlichkeit ungeschwächter Erhaltung der nationalen Wehrkraft; von seinem Willen, daß der seit Jahrhunderten in seinem Hause heilig gehaltene Grundsatz religiöser Duldung auch ferner seinen Untertanen, ohne Unterschied der Religionsgemeinschaft und der Bekenntnisse, zum Schutze gereiche; von seiner Bereitwilligkeit, das wirtschaftliche Gedeihen der verschiedenen Gesellschaftsklassen zu heben und im Zusammenhang damit sorgsame Pflege auch der Erziehung der Jugend zuzuwenden, die vor den Gefahren einer nur Ansprüche weckenden Halb- oder Unbildung bewahrt werden und auf der gesunden Grundlage von Gottesfurcht in einfacher Sitte aufwachsen solle.

Es war Kaiser Friedrich nicht vergönnt, so hohe Regentenweisheit in Taten auszuprägen; aber der Erlaß ist zu einem Testament geworden für seinen jugendlichen Nachfolger, dem Gott jugendkräftige Verwirklichung aller hohen Gedanken seines kaiserlichen Vaters verleihen wolle!

Uns allen aber hat Kaiser Friedrich ein anderes Erbe hinterlassen in seiner eigenen Person, wie sie fortan verklärt unter uns fortleben soll, als Idealbild eines deutschen Mannes und Helden, zu dem wir wie zu dem Bilde seines Vaters mit wahrer Verehrung hinausblicken dürfen. Beide, mehrfach verschieden nach ursprünglicher Anlage und nach dem Gang ihrer Bildung, ungleich nach der Gestaltung ihres Lebens, indem der eine aus dem Dunkel einer schmerzbelegten Jugendzeit durch den Lauf fast eines Jahrhunderts zu einem sonnigen Greisenalter gelangte, das ihn größte Taten tun und schönsten Lohn ernten ließ, der andre durch sonnenbeglänzte Auen, selbst eine leuchtende und wärmende Sonne, nur bis zur Schwelle seines kaiserlichen Berufs vordrang, um dann dem unbarmherzigsten Umschlag des Geschicks, einem hoffnungslosen, das herrlichste Bild männlicher Kraft und Schönheit grausam zerstörenden Siechtum zu erliegen, so ungleich beide, sind doch Vater und Sohn wie durch die Gemeinschaft der Siege, die sie uns erfochten, und die Kürze der Zeit, die zwischen dem Hingang des einen und des andern liegt, so durch die Gemeinschaft der edelsten Charaktereigenschaften für unsre Verehrung aufs innigste verbunden, vor allem jener hohenzollernschen Pflichttreue, die in aller Munde ist. Kaiser Friedrich hat sie geübt als Kronprinz bei allem, was ihm oblag, aber nicht weniger in jener nicht genug zu bewundernden Zurückstellung seiner eignen Person und seines eignen Willens hinter der Person und dem Willen des greisen Vaters, vor allem aber von dem Augenblick an, da ihn das Telegramm, das den Tod seines Vaters meldete, zuerst als Kaiser bezeichnete. Unser Volk

wird, solange es große Erinnerungen heilig hält, nicht vergessen, wie er, ganz unähnlich jenem mittelalterlichen Kaiser Friedrich, der über der Herrlichkeit des Südens seine Pflicht gegen das deutsche Land vergaß, sich von den lauen Lüften der Riviera, an deren heilkräftige Wirkung man die Erhaltung seines kostbaren Lebens gebunden erachtete, nicht zurückhalten ließ, durch Schnee und Eis dem rauhen Norden zuzueilten, um in der Mitte seines Volks seine kaiserlichen Pflichten erfüllen zu können, wie er dann, fortwährend kämpfend mit der unüberwindlichen Gewalt der zerstörenden Krankheit, ihr doch immer wieder einen Akt der Ausübung seines hohen Berufs abrang.

In diesen Kämpfen hat Kaiser Friedrich den Vorbeer schönsten Heldentums erworben, nicht jenes Heldentums, das einem feindseligen Schicksal klagend oder anklagend und sich selbst bespiegelnd widersteht, nein, des Heldentums eines frommen Dulders, der alles, auch das Schwerste aus der Hand einer ewigen Liebe und unerforschlichen Weisheit in gottesgebener Fassung hinnimmt. „Lerne zu leiden, ohne zu klagen; das ist das einzige, was du von mir noch lernen kannst“, sagte Kaiser Friedrich zu dem Kronprinzen Wilhelm.

Wahre, nicht ängstlich an Formen hängende, sondern in der Tiefe eines lautereren Herzens wurzelnde Frömmigkeit, ein gemeinsamer Zug der größten deutschen Männer, sie hat den totkranken Kaiser vor innerem Unfrieden bewahrt und hat ihn in stiller Ergebung ruhig hinüberschlummern lassen in den ewigen Frieden.

Nun wird, was an ihm irdisch war, ruhen in der Friedenskirche, die er selbst sich zur letzten Ruhestätte ausersehen hat. Uns aber soll er auferstehen zu neuem Leben, umstrahlt von dem Lichte der Vollendung, gleich seinem Vater verknüpfend in einem

Kranze der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich.

Wilhelm Hey.

Entlassungsrede Ostern 1889.

Meine lieben jungen Freunde!

So ist denn auch für Sie die Stunde Ihrer Entlassung aus der Schule gekommen, die so lange Jahre hindurch Ihres Geistes Ernährerin und Bildnerin gewesen ist. Nunmehr sollen Sie von ihr mit einer Urkunde ausgestattet werden, die Ihnen bezeugt, daß sie ihre Arbeit an Ihnen als abgeschlossen betrachtet und Sie vertrauensvoll zu der unmittelbaren Vorbereitung auf Ihren Lebensberuf übergehen sieht. Vorher will sie nur noch durch meinen Mund ein kurzes Wort des Abschiedes an Sie richten, mit dem Wunsch, daß es Ihnen im Gedächtnis bleiben und Ihnen helfen möge, Ihren Lebensgang in dem Geiste fortzusetzen, mit welchem Sie hier erfüllt werden sollten.

Reiche Schätze echter Lebensweisheit sind Ihnen entgegengebracht worden; große und hehre Gestalten der Menschengeschichte weckten Ihre nachdauernde Bewunderung, läuterten Ihre Lebensanschauung und schärften Ihr Urteil über den wahren Wert der Güter dieses Lebens.

Ihr Sinn für wissenschaftliche Erkenntnis der Wahrheit ist auf mannigfachen Gebieten des Wissens gebildet und entwickelt worden, und Sie haben Schein und Unklarheit hassen gelernt. Sie haben aber auch gelernt von dem, was innerhalb des menschlichen Erkennens liegt, sich emporzuschwingen und für Ihres Geistes geheimnisvolles Wesen

Ergänzung und Stärkung in dem zu suchen, der in einem Lichte wohnt, da niemand zukommen kann, und der doch wiederum sich uns nicht unbezeugt läßt und in einem jeden von uns Wohnung nehmen will.

Wohl ausgerüstet entläßt Sie das Gymnasium und darf hoffen, daß Sie in solcher geistiger Rüstung einen guten Kampf kämpfen gegen die Feinde Ihres wahren Glücks.

Oft genug freilich tritt uns das Ideal edler Bildung, welches unseren höheren Lehranstalten vorschwebt, in ihren früheren Zöglingen entstellt entgegen, nicht nur durch einseitige Entwicklung einzelner notwendiger Seiten der Bildung auf Kosten anderer nicht minder notwendiger, sondern auch durch die Einwirkung von Mächten, die jenem Ideal feindlich gegenüber stehen.

Aus dem Altertum vernahmen die Schüler der Gymnasien die Lehre der Stoa, daß nur der Weise reich, nur der Weise frei, nur der Weise in Wahrheit König sei. Unabhängigkeit von äußeren Dingen, Herrschaft des nach Höherem verlangenden Geistes über niedere Begierden und Schwächen, sie wurden ihnen durch die Geistesheroen des Altertums als die erstrebenswertesten Güter gepredigt.

Der liebenswürdige venusinische Dichter wiederholte ihnen in wechselnder Form den Gedanken, daß ein sehr bescheidenes Maß von vergänglichen Gütern dem rechten Sinn genüge, während das Streben nach Reichtum und Glanz niemals Befriedigung finde.

Sie verkehrten im Geiste mit des Sokrates bedürfnisloser Hingabe an einen jeden äußeren Lohn verschmähenden Lebensberuf, und wie viele deutsche Männer lernten sie verehren, die im Dienste hoher Ideen um äußere Güter unbekümmert ein im gewöhnlichen Sinne entbehnungsreiches Leben mit innerster Zufriedenheit geführt haben.

Man sollte meinen, daß Männer, die unter solchen Eindrücken aufgewachsen sind, allen andern in folgerichtiger Be-

währung der Erkenntnis vorangehen werden, daß wahre Vornehmheit, wahrer Reichtum, wahre Herrschaft allein in der Kraft des Geistes und in ihrer selbstlosen Betätigung liege, nicht in der Anhäufung von vergänglichen Schätzen und in der Verbreitung von blendendem Glanz. Aber wie wenig entspricht doch oft dieser Erwartung, was ein Blick in die Wirklichkeit lehrt!

Noch freilich sind sie nicht ausgestorben, jene schlichten Männer, die in unermüdblicher wissenschaftlicher oder künstlerischer Arbeit oder in aufopferndem Wirken für das Wohl ihrer Mitmenschen ihre schönste Freude in dem Gelingen ihrer Arbeit und in dem Segen ihrer Tätigkeit finden; aber wie oft schon tritt uns bei solchen, denen hohe Geistesgaben und die Gunst der Verhältnisse ein ungehindertes Leben in den höheren Gebieten geistiger Tätigkeit gestatten, ein befremdlicher Eifer entgegen, in Üppigkeit und Prunk untereinander und mit denen zu wetteifern, welchen der Sinn nicht von Jugend auf höher gerichtet gewesen ist! Und wiederum, wie viele vom Glück minder Begünstigte scheinen die Wahrheit der Dichterworte:

Multa petentibus

desunt multa: bene est, cui deus obtulit

parca, quod satis est, manu

nicht mehr anzuerkennen und ihre persönliche Ehre und die Ehre ihres Standes nicht mehr in ihrer und in ihres Standes innerer Tüchtigkeit zu suchen, sondern in Dingen, deren Besitz an sich wahre Achtung nicht zu begründen vermag! Wie vielen untergräbt der Reichtum, den sie besitzen oder erstreben, den Idealismus, zu dem sie erzogen wurden, und macht sie vielleicht gar undankbar gegen die Schule, die ihnen Ideale zeigte, vor denen sie nun erröten müssen, und ihnen die Kunst vorenthielt, äußere Lebensgüter zu häufen.

Ich gebe mich gern der Hoffnung hin, meine lieben jungen Freunde, daß die Schule, die Sie zu verlassen im

Begriff stehen, Ihnen diesen Idealismus fest eingeprägt hat, daß Sie ihm treu bleiben und ihn bewahren in jeder Lage des Lebens.

Mit einer einzigen Ausnahme streben sie alle einem der Berufe zu, für welche die Universität die unerläßliche Vorbildung darbietet. Sie werden, wie die Dinge liegen, jenes Idealismus mehr bedürfen als frühere Generationen; denn wenig verlockend sind für lange Jahre die äußeren Aussichten, welche Ihnen die gewählten Berufswege eröffnen. Ja, Sie werden auch die rein geistige, von jedem äußern Lohn absehende Freude vielleicht lange entbehren müssen, die es bereitet, eine wohlgeschulte Kraft in frischer Jugend in den Dienst einer verantwortungsvollen amtlichen Tätigkeit zu stellen.

Möchte Ihnen solche Lage zur heilsamen Mahnung werden, ihre Arbeit an sich selbst nicht zu früh für abgeschlossen zu halten und je später Sie in die Schule der praktischen Übung Ihres Berufes werden eintreten können, um so tiefer sich in die wissenschaftliche Grundlage derselben zu versenken, und die Mühe, die Ihnen auferlegt sein wird, zur Weiterentwicklung auch der von Ihrem Berufsleben an sich nicht unmittelbar geforderten geistigen Kräfte auszunutzen, deren Ausbildung Ihr Schmuck und eine Quelle von Freuden werden wird, die Sie sich bereiten können und dürfen, auch wenn Ihre äußere Lage Ihnen sonst die größten Beschränkungen und Entsayungen auferlegen sollte!

Beginnen Sie damit schon in der goldenen Zeit akademischer Ungebundenheit, in welche Sie nunmehr eintreten!

Bewahren Sie Ihre höhere Bildung auch durch die Wahl der Genüsse, in denen Sie von strenger Arbeit Erholung suchen!

Indem ich mir aber vergegenwärtige, daß unter Ihnen mehr als die Hälfte der Gymnasialabiturienten sich zu dem Studium der Theologie entschlossen hat, glaube ich hoffen

zu dürfen, daß Ihr Entschluß, wenn auch beeinflusst von der Erwägung Ihres späteren äußeren Lebensgangs, einer tieferen Begründung nicht entbehrt, und ich möchte, indem ich bei dem von Ihnen gewählten Studium ein wenig verweile, auch meinerseits dazu helfen, daß Sie Ihres Entschlusses im Innersten froh zur Universität übergehen und unentwegt an ihm festhalten.

Es sind tiefgehende, schroffe Gegensätze, zu denen die rechte Stellung zu finden Sie durch Ihr Studium angeleitet werden sollen.

Es ist Ihnen schon bisher nicht entgangen, welche Kämpfe um die Wahrheit des Christentums, die Sie einst verkündigen sollen, entbrannt sind, und Ihr Studium wird Sie in diese Kämpfe tiefer hineinführen. Schrecken Sie vor ihnen nicht zurück; denn sie sind ein notwendiges Ergebnis einer geschichtlichen Entwicklung und wollen nicht unbeachtet gelassen oder hinweggeleugnet, sondern in ehrlichem Ringen überwunden werden.

Unserer Zeit ist wieder lebendiger zum Bewußtsein gekommen, welche Macht die Religion ist, und in unserem Volke zumal, dem die letzten beiden Jahrzehnte so unerhörte Entfaltung äußerer Macht gebracht haben, ist das Gefühl lebendig, daß ihm eine Erweckung des religiösen Geistes not tue, wenn nicht die errungene Herrlichkeit an innerer Hohlheit zugrunde gehen soll.

Aber dieser Sehnsucht gegenüber wird unser Volk von ernstestn Zweifeln gequält, ob das Christentum, das mit seinem Geistesleben so innig verwachsen ist, noch wahre, ob es nicht durch das Fortschreiten der Wissenschaften, nach seiner geschichtlichen Seite durch die Ergebnisse historischer Kritik, und sofern es eine Weltanschauung enthält, durch die Naturwissenschaften überwunden sei, und solche Zweifel wirken immer wieder ertötend auf die Keime einer religiösen Erneuerung.

In dieser Lage kann denen, welche die Pflege des

religiösen Volkslebens sich zu ihrem besonderen Lebensberuf erwählt haben, nicht erlassen werden, die Einwendungen gegen das Christentum mit wissenschaftlichem Ernst und unbefangener Wahrheitsliebe auf ihre Berechtigung und Tragweite zu prüfen, und immer noch größer muß die Schar derer werden, welche durch solche Prüfung zu derjenigen Festigkeit und Klarheit der Überzeugung hindurchgedrungen sind, die allein fremder Unsicherheit und Unklarheit wirksam zu begegnen vermag.

Sie, meine lieben jungen Freunde, treten, so hoffe ich, mit dem mutigen Vorsatz in das Studium der Theologie ein, für Ihr amtliches Wirken sich einen festen Boden wissenschaftlicher Gewißheit zu erringen, und ich preise Sie glücklich, daß Sie es in der Hoffnung tun können, den religiösen Kern des Christentums unüberwindlich zu finden.

Das ist ja der große Gewinn, der uns aus dem Geisteskampf unserer Zeit bereits erwachsen ist, daß wir von dem Wesen des Christentums zu scheiden gelernt haben, was aus der Zeit und für die Zeit war, und was zu der eigentlichen, allen Zeiten geltenden Aufgabe des Christentums, seine heilende und erlösende Kraft an den Seelen der Menschen zu erweisen, in keiner Beziehung steht.

Wir haben erkannt, daß das Christentum seine Wahrheit eben durch diese seine Wirkungen auf das Menschenherz bezeugt. Die wissenschaftliche Erkenntnis des Christentums erscheint uns darum unzertrennlich von einem tieferen Verständnis des menschlichen Seelenlebens; wir haben das Bedürfnis, das Christentum als das Lebenselement der von ihm erfüllten Persönlichkeiten zu begreifen und aus der Mannigfaltigkeit seiner persönlichen Ausgestaltung sein innerstes Wesen zu erkennen.

Und gerade diesem Bedürfnis kommt die Theologie unserer Tage mit besonderem Eifer entgegen.

Nicht in hohen Spekulationen, sondern in der Erforschung geschichtlicher Wirklichkeiten sucht sie festen Grund und be-

hauptet so unter den Wissenschaften der Gegenwart ihren Platz in alten Ehren.

Widmen Sie sich ihr, meinen lieben jungen Freunde, mit voller Hingabe, aber vergessen Sie dabei nicht, daß die wissenschaftliche Erkenntnis von Tatbeständen, die außerhalb Ihrer eigenen Erfahrung liegen, Sie noch nicht befähigen kann, die Wahrheit des Christentums andren mit überwindender Kraft zu predigen.

Sie müssen sie selbst im eigenen Herzen erfahren haben; denn nur, was aus dem Herzen quillt, dringt zum Herzen.

So macht Ihnen auch der Gedanke an Ihren künftigen Lebensberuf zur Pflicht, was für uns alle Bedingung wahren Seelenheils ist, in Christi Geist Ihr Leben in steter Verbindung zu erhalten mit Gott, von ihm immer wieder Kraft zu erbitten zu allem guten Werk und zur Überwindung von allem Bösen, in ernster Selbstprüfung immer wieder des Abstandes Ihrer Schwäche von Gottes heiligem Willen sich schmerzlich bewußt und dann wiederum durch Christus der allbarmherzigen Gnade desselben Gottes inne zu werden und an seiner vertrauensvoll ergriffenen Vaterhand den Lauf zum Ziel erneuten Geistes fortzusetzen. Gott helfe Ihnen dazu und mache Sie recht geschickt zu seinem Dienste!

Das wünsche ich in einem weiteren Sinne Ihnen allen ohne Unterschied des von ihnen gewählten Berufes.

Wir wissen es ja: Gott zu dienen ist nicht die besondere Aufgabe eines einzelnen Standes; wir dienen alle Gott, wenn wir unsern Beruf, welcher er auch sei, als eine uns von Gott gewordene Aufgabe unter Überwindung aller Selbstsucht hingebend erfüllen. Möchten Sie alle dazu bereit werden! Geloben Sie es sich heute auch im Hinblick auf das Bild des Mannes, dessen hundertjähriger Geburtstag vor wenigen Tagen in unserem Lande an den Stätten seiner amtlichen Wirksamkeit dankbar gefeiert worden ist!

Wilhelm Hey hat zu den besten Schülern unseres Gymnasiums gehört.

Er hat es in einem arbeitsvollen, entbehrungsreichen Schülerleben durchlaufen und die Elemente edler Bildung, die es ihm bot, mit frischer Empfänglichkeit dankbar in sich aufgenommen; er hat es als der Erste seiner Abteilung mit einem auf allen Gebieten vorzüglichen Zeugnis verlassen und den Geist, den es in ihm gepflegt, sein ganzes Leben hindurch treu bewahrt, indem er vor allem auch die Tugenden bewährte, auf die ich Sie hinweisen zu sollen geglaubt habe.

In richtiger Schätzung der Güter dieses Lebens bot er ein rührendes und erhebendes Bild einer in geistigen Freuden ihr Genüge findenden Anspruchslosigkeit, allem blendenden Schein abhold, nur bestrebt, das ganz zu sein, wozu er sich innerlich berufen fühlte, voll Verlangen nach wissenschaftlicher Erkenntnis, aber wohl wissend, daß das Christentum, um ganz verstanden zu werden, gelebt sein wolle; und sein vom Geiste Christi durchwehtes Leben in den Dienst demütiger Arbeit an den ihm anvertrauten Seelen stellend, ein Mann in ernstester Pflichterfüllung und doch auch wieder ein Kind in dem Sinne, in welchem ein Kind sein heißt ein Christ sein.

Möchte es für das Leben, durch welches Sie Ihre Treue und Ihren Dank gegen unser Gymnasium zu beweisen haben, von guter Vorbedeutung sein, daß Sie in der Stunde des Scheidens an ein solches Vorbild eines, der vor Ihnen denselben Weg gegangen, erinnert worden sind.

Gott gebe es!

Platons Euthyphron.

Entlassungsrede Ostern 1890.

Meine lieben jungen Freunde!

Die Stunde des Abschieds von uns ist nun auch für Sie gekommen.

Sie haben sie gewiß oft herbeigesehnt, und in diesem Augenblick überwiegen sicherlich in Ihren Herzen die Gefühle dankbarer Freude und froher Hoffnung. Dennoch werden der bedeutungsvolle Abschnitt Ihres Lebens, den diese Stunde bildet, dieser Raum, der Ihre Gedanken und Empfindungen so oft höher gerichtet hat, und diese hochansehnliche Versammlung, die ihren Blick teilnehmend Ihnen zuwendet, Sie in die rechte Stimmung versetzen, um mit empfänglichem Gemüthe das Abschiedswort in sich aufzunehmen, das durch mich das Ernestinum an Sie richtet.

Ich möchte Sie aber in einen Gedankenkreis hinein-
führen, in welchem sich die große Mehrzahl von Ihnen noch vor wenigen Wochen bei der Lektüre des Platon bewegt hat, und an einen Rückblick auf das damals Gelesene einige der Bedeutung dieser Stunde entsprechende Ausblicke knüpfen.

Haben mir doch auch diejenigen unter Ihnen, welche der von ihnen gewählte Bildungsgang an den griechischen Schriftstellern selbst vorüberführte, für deren Gedankenwelt Interesse und Verständnis bewiesen, so oft uns die Lektüre römischer Schriftsteller ihr nahebrachte.

Wir lassen uns von Platon zu Sokrates führen.

Wir finden ihn nicht in dem Lykeion, dem Gymnasion, in dem er so gern weilte, um in den jungen Athenern das Streben nach Erkenntnis des Guten und Wahren zu wecken und zu pflegen, sondern bei der Halle des Archon Basileus.

Ebendahin ist Euthyphron gekommen.

Ihn wie den Sokrates hat eine von den gerichtlichen Klagen dahin geführt, die vor den Archon Basileus gehörten, aber Sokrates ist in der Lage eines Angeklagten, Euthyphron ist Kläger.

Sokrates ist von Meletos angeklagt, daß er die jungen Athener verdirbe, indem er neue Götter erdachte und an die alten nicht glaube; Euthyphron erhebt eine Klage wegen Mordes wider den eigenen Vater in einem Fall, wo diesem nur eine freilich verhängnisvolle Sorglosigkeit bei der Bestrafung eines Totschlags vorgeworfen werden konnte, der an einem seiner Sklaven verübt worden war.

Weit ungleicher noch als die Lage, in der beide sich befinden, ist ihre Sinnesart, wie sie sich in dem Gespräch entwickelt, an welchem Platon uns teilnehmen läßt.

Allerdings ist Euthyphron nicht ohne Verständnis für Sokrates. Es ist ihm undenkbar, daß Sokrates gekommen sei, um einen anderen anzuklagen; als er erfährt, Meletos klage ihn der Verführung der Jünglinge an, spricht er mit Wärme die Überzeugung aus, daß Meletos damit nicht, wie Sokrates ironisch gesagt hatte, sich um den Staat verdient zu machen anfange, vielmehr gründlich beginne, ihn zu schädigen; und als Sokrates die Klage dahin erläutert, daß ihm die Einführung neuer Götter vorgeworfen werde, weiß Euthyphron dies sofort auf die warnende innere Stimme zurückzuführen, von der Sokrates so oft sprach und die er als ein Göttliches, als ein *δαμόνιον* bezeichnete, und sieht in der Klage nichts als böswillige Verleumdung.

Aber sogleich tritt uns auch der Unterschied seines Wesens von dem des Sokrates entgegen.

Ganz erfüllt von eitler Selbstüberschätzung, stellt er sich dem Sokrates gleich; auch er wisse davon zu erzählen, wie zugänglich das große Publikum Verleumdungen sei, die sich auf das religiöse Gebiet beziehen. Man lache ihn in der Volksversammlung aus, so oft er eine seiner — immer eingetroffenen — Voraussetzungen mache.

Er muß sich gefallen lassen, ohne freilich bei seiner Eitelkeit den darin liegenden Vorwurf recht zu empfinden, daß Sokrates ihm den Unterschied deutlich macht zwischen einem, der seine Prophetenweisheit auf andere zu übertragen nicht Lust zeige, den die Athener darum auch nur auslachen, und ihm selbst, der nicht müde werde, was er erkannt, anderen freigebig mitzuteilen, den man aber darum auch ernsthaft nehme und vor Gericht ziehe.

Und so stellt sich uns Euthyphron während des ganzen Gesprächs als ein von jeder Selbsterkenntnis weit entfernter, sich mit Vorliebe im Nebel falscher Begriffe bewegender eitler Narr dar, von dem wir begreifen, daß er sich in seinem Denken so weit verirren konnte, jene Klage gegen den eigenen Vater zu erheben.

Ihm gegenüber erscheint uns Sokrates auch in diesem Gespräch als der Mann der unerbittlichen Wahrheitsliebe, der sich mit keinerlei Unklarheit zufrieden gibt und den Dingen auf den Grund geht, dem Fanatiker weit überlegen wie durch die Klarheit und Gewandtheit seines Denkens, so durch die leidenschaftslose Ruhe, mit welcher er die Schwächen des andern zu behandeln weiß.

Das Gespräch geht davon aus, daß Sokrates die Befürchtung ausspricht, Euthyphron könne unffromm handeln, wenn er den eigenen Vater gerichtlich verfolge, Euthyphron dagegen sich mit voller Zuversicht rühmt, in Fragen der Frömmigkeit ein hervorragender Sachkenner zu sein.

Ist er dies wirklich, so kann Sokrates natürlich nichts besseres tun, als sein Schüler zu werden, um sich von ihm

belehren zu lassen oder die Klage des Meletos auf ihn abzulenken.

So wird denn auf Bitten des Sokrates der Versuch gemacht zu bestimmen, was fromm sei, was unffromm.

Der Versuch mißlingt.

Euthyphron macht zunächst den Fehler, daß er, statt den Begriff seinem ganzen Umfang nach zu bestimmen, nur etwas namhaft macht, was nach seiner Meinung fromm sei, nämlich eben das, was er zu tun im Begriffe steht, den eignen Vater wegen Mordes anzuklagen.

Nachdem ihm Sokrates diesen logischen Fehler nachgewiesen hat, bestimmt er das Fromme als das den Göttern Wohlgefällige, das Unfromme als das ihnen nicht Wohlgefällige, und läßt dann geschehen, daß Sokrates um der Uneinigkeit der Götter untereinander willen, die Euthyphron im Anschluß an die Volksmeinung behauptet hatte, die Bestimmung dahin abändert, daß er sagt, was allen Göttern wohlgefällig sei, sei fromm, was allen Göttern nicht wohlgefällig, unffromm.

Aber auch so muß die Definition fallen. Denn das Fromme ist nicht fromm, weil es den Göttern wohlgefällig ist, sondern weil es fromm ist, ist es den Göttern wohlgefällig. Es ist also nicht bestimmt, was an sich fromm ist.

So hilft denn Sokrates selbst nach, indem er zunächst feststellt, daß die Frömmigkeit unter den umfassenderen Begriff der Rechtchaffenheit falle. Euthyphron meint dann, Frömmigkeit sei diejenige Art der Rechtchaffenheit, die sich auf die Pflege der Götter beziehe, nicht in dem Sinne, als ob die Götter durch sie besser gemacht würden, wohl aber im Sinne einer den Göttern geleisteten dienenden Hilfe; für welche Aufgaben aber diese Hilfe geleistet werde, weiß Euthyphron nicht anzugeben und möchte sich mit einer wortreichen Antwort von der weiteren Erörterung losmachen. Doch Sokrates läßt nicht los und schlägt nun, an diese

Antwort anknüpfend, vor, das Wesen der Frömmigkeit in dem Wissen um das Opfern und Beten zu suchen. Aber was die Menschen den Göttern durch das Opfern leisten, ist bei näherer Betrachtung nicht etwas, dessen diese bedürftig wären, sondern etwas ihnen wohlgefälliges, und damit läuft diese Begriffsbestimmung in die Richtung der früheren ein. Sokrates hat von Euthyphron keine Aufklärung über das Wesen der Frömmigkeit erhalten, und es bleibt ihm nur das Bedauern übrig, daß Euthyphron keine Zeit mehr zu haben behauptet, ihn doch endlich zu belehren.

Wir empfinden eine gewisse Befriedigung darüber, daß der eitle Narr, der den Anspruch erhoben hatte, in religiösen Fragen als Autorität betrachtet zu werden, sich Sokrates gegenüber so völlig unfähig erweist, von seiner angeblichen Weisheit Rechenschaft zu geben. Wir gönnen ihm die Erfahrung, daß sich seinem unklaren und ungeläuterten Glauben der reine und geklärte Glaube des Sokrates ebenso überlegen zeigt, wie dessen Dialektik dem gänzlichen Mangel an logischer Bildung auf Seiten des Propheten.

Dennoch vermögen wir uns des Sieges, den Sokrates über einen Euthyphron davonträgt, nicht gar sehr zu freuen, und ungleich größer erscheint uns Sokrates, wenn wir ihn in der Apologie seinen Richtern gegenüber den ganzen Stolz eines Mannes entwickeln sehen, der im Dienste einer Gottheit furchtlos gelebt und selbstlos gewirkt hat, wenn wir lesen, wie er dem treuen Kriton gegenüber sich standhaft weigert, durch Flucht aus unverdienter Haft die Ordnung des Staates zu durchbrechen, der ihm für seine Hingabe an das wahre Wohl seiner Bürger so übel gedankt hat, und wenn wir mit seinen Freunden Zeugen werden der anmutvollen Würde, mit welcher er im Phaidon dem Tode entgegengeht, mehr durch die Macht seiner Persönlichkeit, als durch die Kraft seiner philosophischen Beweise die Unsterblichkeit der Seele predigend.

Aber auch an sich kann wegen seines anscheinend nur negativen Ergebnisses der Dialog, der nach Euthyphron benannt ist, bedeutungslos zu sein scheinen; indessen es scheint eben nur so.

Wir brauchen die in dem Dialog entwickelten Gedanken nur aus den Andeutungen, die er enthält, ein wenig zu ergänzen, um zu einer befriedigenden Bestimmung des Begriffes der Frömmigkeit zu gelangen.

Euthyphron war nahe genug herangeführt worden, war aber, was ihm Sokrates ausdrücklich vorwirft, abgesprungen. Er brauchte nur die richtige Antwort auf die Frage zu finden, für welche Aufgabe die Frömmigkeit den Göttern dienende Hilfe leiste. Von dem vielen Guten, was die Götter zum Heile der Menschen herstellen, ist es das sittlich Gute, für dessen Herstellung sie der Mitwirkung menschlicher Frömmigkeit bedürfen. Die Frömmigkeit ist ein Gottesdienst, dessen Wesen sich in der Pflege und Förderung des sittlich Guten erschöpft. Sie ist nichts als die vollendete Sittlichkeit, sofern der Fromme sich bewußt ist, ein dienendes Werkzeug für die göttlichen Wirkungen zu sein.

Es ist ein Großes, was hiermit gegeben ist.

Es setzt eine hohe Vorstellung von dem Wesen der Gottheit voraus.

Das Wesen der Gottheit kann nicht in eine Vielheit unter sich uneiniger Götter zerfallen; es muß in sich einheitlich sein; in ihm muß alles sittlich Gute in höchster Vollendung sich vereinigt finden. Es ist nichts anderes als die höchste Idee in Platons System, die Idee des Guten, die ihm vollste Wirklichkeit beizutheilen und Grund und Ursache ist aller Vollkommenheit, alles Seins und aller Erkenntnis.

Und hoch stellt jene Begriffsbestimmung auch den Menschen, der nach ihr berufen erscheint, der Gottheit Gehilfe zu sein bei dem höchsten Werke, bei dem Werk der Verwirklichung des Guten.

Tief unter der Höhe dieser Anschauung liegt, wie die griechische Mythologie, so der Wahn, daß sich der Mensch durch äußerliches Tun wie das Opfern der Gottheit wohlgefällig machen oder gar sich von ihr Lohn erwerben kann; sie ragt hinein in das helle Licht echt christlicher Anschauungsweise.

Wir freuen uns des Zusammenklangs platonischer Weltweisheit mit den Lebensworten dessen, der in der Gründung des Reiches Gottes auf Erden den Dienst erblickte, den ihm sein himmlischer Vater aufgegeben, der, indem er sein ganzes Sein in diesem Dienst aufgehen ließ, sich eins fühlte mit seinem himmlischen Vater, in ihm und durch ihn lebte und nachdem er gehorsam gewesen bis zum Tode am Kreuze, in seine Hände seinen Geist befaß.

Dieser Zusammenklang sei in dieser Stunde auch Ihnen, meine lieben jungen Freunde, von Bedeutung.

In anderm Zusammenhang habe ich den Jünglingen, die vor einem Jahre von mir entlassen wurden, zugerufen, daß sie, so verschieden auch die Berufe seien, die sie sich erwählt, doch einer wie der andre zum Dienste Gottes berufen seien.

Zuerst sollen wir alle das Reich Gottes bauen helfen, indem wir in uns selbst das Gute zu immer vollerer Herrschaft bringen und von da aus in gleichem Geist auf andre einzuwirken suchen.

Wie sich unser Volksleben gestaltet hat, enthält es dazu ernsteste Aufforderung.

Aber auch jeder einzelne Beruf will als ein Gottesdienst verstanden werden; denn wenn auch das Besondere, was der eine oder der andere Beruf zu leisten hat, an sich mit dem sittlich Guten in gar keinem Zusammenhang stehen sollte, die Art, wie es geleistet werden soll, ist von diesem Zusammenhang nicht loszulösen.

Nicht um des Lohnes willen soll der Beruf geübt werden, sondern der Bedeutung wegen, die auch der unscheinbarste Dienst für das große Ganze hat, dessen Erhebung zu immer höheren Stufen der Vollendung der Wille Gottes ist.

Auch ohne Menschenfurcht soll er geübt werden; wo das Gebot unseres obersten Dienstherrn in offenbarem Widerstreit steht mit dem, was Menschen gebieten, sollen wir jenem, nicht diesen gehorchen.

Auch nicht der Gedanke darf uns hemmen, daß, was wir im Dienste Gottes zu unternehmen uns innerlich wie äußerlich berufen fühlen, an dem Widerstand der Welt scheitern werde; da der, dem wir dienen, ewig ist, können wir, wenn wir ihm wirklich dienen und uns nicht selbst betrügen, gewiß sein, daß unser Streben nicht verloren ist, auch wenn wir selbst in der kurzen Zeit unseres Lebens nichts als Mißerfolge erleben.

Zu dieser Gewißheit gelangen wir aber nur, wenn wir vor allem dem alten Mahnruf: Erkenne dich selbst! demüthig Folge leisten.

Keinerlei Selbstsucht, auch nicht die feinste und versteckteste, darf uns in dem Streben, über uns selbst zur Klarheit zu kommen, hemmen, keine Eitelkeit unsere Selbstkenntnis beeinträchtigen.

Wer die eigene Einsicht und das eigene Vermögen überschätzt, wird bald auch die Dinge, die außer ihm liegen, unrichtig beurteilen, und wenn er sich zuletzt wie Euthyphron in Widerstreit befindet mit den Empfindungen aller andern, auch der besten Menschen, erst recht wähnen auf dem schmalen Pfad der Wahrheit sich zu befinden. Dagegen ist der Weg der Selbsterkenntnis zugleich auch der rechte Weg zur Erkenntnis der Gesetze des Reiches Gottes, ohne welche wir Gott nicht dienen können.

Es erscheint zunächst als ein räthselhafter Widerspruch, wenn Sokrates auf der einen Seite behauptet, daß seine

Weisheit im Grunde nur darin bestehe, zu wissen, daß er nichts wisse, und auf der andern Seite die Tugend für ein Wissen erklärt.

Die Lösung liegt darin, daß jener Satz sich gegen alles vermeintliche Wissen richtet, das auf verworrenem Meinen, nicht auf wahrer Erkenntnis ruht. Diese aber liegt nach Sokrates ganz auf dem Gebiet des Geistes, nicht in dem Reich der sinnlichen Erfahrungen. Um sie zu gewinnen, bedarf es eines aus sittlichen Beweggründen hervorgehenden ernstern, allem Schein abholden Nachdenkens, durch das sich wiederum die Seele von den Fesseln der Sinnlichkeit unabhängig und der Tugend teilhaftig macht.

Es ist das Reich der Tugenden, des sittlichen Lebens, das wir ganz verstehen können, das wir erkennen, indem wir es in uns hervorbringen. In diesem Sinn ist auch ein Verstehen des religiösen Glaubens, sofern er sich auf unser geistiges Wesen bezieht, möglich und muß von uns erstrebt werden, damit uns nicht irre leite, was uns den rechten Weg weisen sollte, und damit nicht düsterer und zerstörender Fanatismus an die Stelle des klaren und Leben weckenden Lichtes trete, das die Liebe Gottes in uns entzündet, wenn wir uns ihr öffnen.

Sie sehen, meine lieben jungen Freunde, es ist ein tiefer Sinn in jenem unscheinbaren Kunstwerk, dem Euthyphron des Platon. Die Gedanken, die wir aus ihm heraus entwickelt haben, besitzen eine hohe Bedeutung auch für unsere Zeit.

Ähnliche Erfahrungen haben Sie in den letzten Jahren oft genug machen können.

Immer wieder ist Ihnen das Altertum, über dessen Unerfahrenheit auf dem Gebiete der Naturerkenntnis wir lächeln mögen, als eine lautere Quelle der Erkenntnis des menschlichen Wesens erschienen, als eine Bildungswelt, die in dem Besten, was sie erzeugt, nicht in Widerspruch steht, mit dem Höchsten, was das Christentum unserem Volke ent-

gegengebracht hat. Seien Sie dafür dankbar und erweisen Sie Ihre Dankbarkeit nicht dadurch allein, daß Sie den humanistischen Studien, denen Sie hier obgelegen, pietätvolle Erinnerung zuwenden, und gern zu ihnen zurückkehren, so oft sich ihnen dazu Gelegenheit bietet, sondern vor allem dadurch, daß Sie, welche Gebiete Sie auch anbauen werden, nicht an der Oberfläche bleiben, sondern hinabsteigen in das innere Wesen der Dinge und in die Geschichte der Erkenntnis dieses ihres inneren Wesens!

Nur dadurch werden Sie wahrhafte Bildung beweisen.

Daß dies geschehe, wünsche ich Ihnen allen auch um der herzlichsten Teilnahme willen, die ich und meine Amtsgenossen mit mir Ihnen persönlich widmen, durch die Sie sich uns allezeit verbunden wissen sollen.

„Drei sind Einer in mir, der Hellene, der Christ und der Deutsche.“

Entlassungsrede Ostern 1891.

Meine lieben jungen Freunde!

So oft ich mich zu dem feierlichen Akte anschicke, durch den das Gymnasium nun auch Ihnen vor einer hochansehnlichen Versammlung bekunden will, daß sie den von ihm vorgeschriebenen Bildungsgang mit glücklichem Erfolge durchgemessen haben, werde ich von widerstreitenden Gefühlen bewegt.

Es geschieht immer mit den bangeren Fragen an die Zukunft: Wie viele von den Jünglingen, die wir haben für reif erklären können, werden diese Reife auch im Leben bewähren? Wie viele von ihnen werden beweisen, daß die Einwirkungen des Unterrichts nicht an der Oberfläche ihres Wesens geblieben, sondern tief eingedrungen sind und den Wert ihrer Persönlichkeit erhöht, ihnen das Vermögen und den Willen eingepflanzt haben, die Güter des Lebens nach ihrem wahren Werte zu schätzen und nur dem Besten nachzustreben? Werden nicht übermächtige Gegenwirkungen manchem Sinn und Willen anders richten? Sind nicht auch unseren Blicken schon Neigungen entgegengetreten, die ein Abirren von der Bahn fürchten lassen, die wir sie alle unentwegt möchten ziehen sehen? Solche Fragen sind berechtigt, und ich wünsche, meine lieben jungen Freunde, daß Sie ihren Ernst in diesen Tagen des Übergangs nicht einmal nur an sich herantreten lassen.

Immer wieder aber überwindet in mir die Stimmung, ohne welche der Beruf, der sich mit der Jugend beschäftigt, nun einmal nicht ausgeübt werden kann, die Stimmung freudiger Hoffnung auf ein fröhliches Aufgehen der ausgestreuten Saat, auf ein frisches Wachstum und auf reiche Ernte.

Und in Ihnen brauche ich eine frohe Stimmung nicht erst hervorzurufen. Wenn wir alle schon von dem neuen Leben, das sich nach hartem Winter in der Natur zu regen begonnen hatte, berührt gewesen sind und uns durch Wiederkehr von Frost und Schnee frohe Frühlingsahnungen nicht nehmen lassen, wie viel mehr wird es Sie in frischer Frühlingsluft mächtig hinausziehen in die weite Welt, die sich Ihnen nunmehr öffnet!

Das legt es mir nahe, mein Abschiedswort an Sie an einen Ausspruch eines deutschen Dichters anzuknüpfen, der wie wenige andere die erweckende, erfrischende und beschwingende Kraft des Frühlingshauches in immer neuen Weisen besungen hat. Ich meine Emanuel Geibel, von dem ein schönes Wort mir in den Sinn kommt, so oft ich des Wesens der Lehranstalt gedenke, welcher auch Sie Ihre höhere Geistesbildung zu danken haben. Es ist das Wort:

Drei sind Einer in mir, der Hellene, der Christ und der Deutsche,
Ach, und die Kämpfe der Zeit kämpf' ich im eignen Gemüt.
Könn' ich in jedem Gefühl sie versöhnen in jedem Gedanken,
Bildung, Glauben, Natur, wär' ich ein seliger Mensch.

Das Wort ist ein dankbares und zugleich schmerzliches Selbstbekenntnis.

Drei Lebenselemente weiß der Dichter in der eigenen Seele innig verbunden, ihm entsprungen aus dem tiefen Eindringen, das ihm vergönnt war in das Wesen des hellenischen Geistes, des Christentums und der deutschen Art. Aber mit Schmerz empfindet er, daß seine hellenische Bildung, sein christlicher Glaube und die ihm angeborne Natur,

die, durch und durch deutsch, sich auch am tiefsten berührt fühlt von Natur und Geschichte deutschen Landes und Volkes, nicht immer zusammenklingen, daß vielmehr auch in seiner Brust wie im geistigen Leben seiner Zeit ihr Widerstreit dann und wann unselige Unruhe stiftet.

Es hat gewaltige Persönlichkeiten gegeben, die die Gegensätze zweier auf Tod und Leben miteinander ringenden Welten in ihrer weltgeschichtlichen Größe vereinten, denen darum aber auch die Schönheit ungezwungener Harmonie der Seele vorenthalten blieb. Auch Hellenentum und Christentum, Christentum und deutsches Wesen haben einst solche Gegensätze gebildet, und noch heute treten sie uns wohl einmal in Auffassungen entgegen, die sie zu unveröhnlichen Gegnern machen. Geibels anmutvolle dichterische Schöpfungen aber lassen uns vermuten, daß in ihm jene drei sich einander zuneigten, sich liebend suchten und nur nicht immer fanden, und die Betrachtung jenes Wortes wird zu einer Beantwortung der Fragen werden, was ihm das Hellenentum und in welchem Sinne er ein Christ und in welchem er ein Deutscher war.

Emanuel Geibel hat stets in dankbarster Pietät an die köstliche Blütezeit des Lübecker Gymnasiums zurückgedacht, welche in den dreißiger und vierziger Jahren, wie er selbst bezeugt, durch eine fast ideale Vereinigung wissenschaftlich bedeutender und human anregender Lehrkräfte ins Leben gerufen wurde. Tiefe erzieherische Weisheit, feine ästhetische Bildung und begeisterte jugendliche Frische und Unmittelbarkeit vereinigten sich in seinen Lehrern, um in ihm Liebe und Verständnis für die Schönheit des klassischen Altertums, vornehmlich der griechischen Poesie, zu wecken und zu bilden. Ihr wandte er sich auch nach kurzem Schwanken in der Berufswahl auf der Universität zu, aber nicht um in streng philologischer Schule mit Hand anlegen zu lernen, jene Meisterwerke von den Verderbnissen zu reinigen, durch welche

sie alle mehr oder weniger entstellt auf uns gekommen sind, oder das Leben des Altertums aus seinen Trümmern wiederzuerwecken, sondern um in selbständiger Durcharbeitung vor allem der griechischen Tragiker einen hohen Gewinn für sein eigenes dichterisches Vermögen zu erwerben. Und eingedenk des Goethischen Wortes: „Willst du Dichters Wort verstehn, mußt in Dichters Lande gehn“, sehnte er sich, auch die Natur kennen zu lernen, die Luft zu atmen, unter deren mittelbaren oder unmittelbaren Einwirkungen jene Schöpfungen geworden waren. Bald durfte er, den Spuren seines Landsmannes und Freundes Ernst Curtius folgend, die schöne Welt Griechenlands schauen und in ihr mit lebendigerer Empfindung sich von neuem in die Herrlichkeit der griechischen Dichtkunst versenken.

Was ihm diese doppelte Einkehr in die hellenische Welt bleibendes und sein Wesen mitbestimmendes gebracht hat und in welchem Sinne er ein Hellene geworden ist, sagt uns der Dichter selbst in der achten der Elegieen, die wohlgearbeiteten Werkstücke zu einer poetischen Selbstbiographie des Dichters gleichen. Er gedenkt da der wonnigen Tage des Februar 1839, an denen er „zuerst am Riß Blumen des Lenzes gepflückt“.

Quellendes Jugendgefühl durchströmte mich wonnig, und dankbar
Bries ich den günstigen Stern, der mich bis heute geführt.
War mein sehnlichster Wunsch doch früh mir erfüllt; noch ein Jüngling,
Auf hellenischem Grund schaut' ich die Sonne Homers,
Durfte Begeisterung mir im Nachglanz trinken der Vorwelt,
Und mit lächelndem Haupt nickte mir gnädig Apoll.
Aber es drängte mich auch mein Herz, des erlesenen Glückes
Würdig zu sein, und bewegt tat ich ein ernstes Gelübb,
Mutig im Dienste der Kunst nach dem einfach Schönen zu ringen,
Wahr zu bleiben und klar, wie's mich die Griechen gelehrt,
Und was immer verwirrend die Brust und die Sinne bestürme,
Stets das geheiligte Maß fromm zu bewahren im Lied.

Ein Jugendfreund, dem er diese Elegie 41 Jahre nach jenem Frühling vorlas, berichtet, der Dichter habe dies Ge-

lühde mit so tiefer Bewegung gesprochen, als ob es zum erstenmal über seine Lippen käme. „Er hat es treu gehalten“, fügt der Freund hinzu. Es ist sein oft wiederholtes künstlerisches Glaubensbekenntnis:

Meister ist nur, wer beide vereint, den Gehalt und die Kunstform,
Und mit heiligem Maß zügelt die Fülle der Kraft.

Der griechischen Welt dankt er diese Erkenntnis:

Was ich bin und weiß, dem verständigen Norden verdank' ich's,
Doch das Geheimnis der Form hat mich der Süden gelehrt.

Bei griechischer Tage Glanz, an den Marmorsäulen des Parthenon hat er gediegener Kunst formklaren Zauber lieben gelernt und den Reiz der Schranke, und wenn er in des Vorbeers Schatten bei den alten Dichtern rastete, da schwichtigte ihm keiner mit erhabner Ruhe so ganz die Seele wie der hohe Sophokles, der mit dem Hauch der Musen fromm der Leidenschaften Glut geklärt und ein heilig Maß als höchstes Gut gepriesen hat.

Das ist die Bildung, in deren Besitz er sich als Hellene fühlt, eine feste Gewöhnung, alles Empfinden, Wollen und Schaffen unter das Gesetz eines heiligen Maßes zu stellen und zu einfacher, wahrer, klarer, keuscher Schönheit zu gestalten, nicht aber ein Reichthum an wissenschaftlicher Erkenntnis und nicht eine Glaubensüberzeugung über seines Seins Zusammenhang mit dem göttlichen, die er griechischer Weisheit entlehnt hätte. Seines geistigen Lebens und Schaffens Form, nicht seinen Inhalt dankt er den Hellenen. Auch von ihm gilt, was er Felix Mendelssohn-Bartholdy nachruft:

Wie marmorschön sie mochte prangen
In strengem Reiz und hoher Helbenzier:
Die große Vorkwelt nahm dich nicht gefangen;
Dein war sie worden, aber du nicht ihr.
Durch ihre Götterfülle sahst du scheinen
Wie durch ein bunt Gewölk den Glanz des Eines,
Zu dem dein ringend Herz so oft, so tief
In brünst'ger Andacht Feiertönen rief.

Geißels religiöses Leben wurzelte in dem Christentum, wie es schon dem Knaben in der ehrfurchtgebietenden Gestalt des Vaters entgegentrat, von dem er in der zweiten jener Elegieen erzählt:

Ernst nur hab' ich den Vater gekannt, für des hohen Berufes
Pflicht nur lebend, der Hirt seiner Gemeinde zu sein.
Streng schriftgläubig, doch mild und jeder Verfeinerung abhold,
Übt' er, sich selber getreu, freudig der Lehre Gebot,
Stritt um die Form des Bekenntnisses nie und achtet' als Bruder
Jedlichen, der sein Heil bei dem Erlöser gesucht.
Echt war alles an ihm, und der Glaube des Herzens verlieh ihm,
Wenn er die Kanzel betrat, stets das begeisterte Wort,
Daß er mit siegender Kraft die erschütterten Hörer dahinriß,
Sanft jetzt mahnend und jetzt stark wie ein alter Prophet.
So durch Zeugnis zugleich und Beispiel zwang er die Seelen,
Und manch' zweifelnd Gemüt führt' er zum Frieden mit Gott.

Auch seinem Sohne Emanuel hat er diesen Frieden vermittelt. Am Pfingstmontag 1854 schrieb der Dichter seiner Gattin in zärtlichem Gedenken an sein Töchterchen: „Gott gebe uns Kraft, von früh auf in seinem jungen Herzen den frommen Sinn und die Ehrfurcht vor allen göttlichen Dingen zu wecken und zu nähren; denn daran hängt doch am Ende alles Glück und Heil des Lebens. Wer Gott hat und Frieden mit ihm und das unauslöschliche Bewußtsein seiner gnädigen und liebevollen Führung, der kann in allem Leid nie ganz unglücklich, nie hoffnungslos und trostlos werden. Das kann ich meinem Vater nie genug danken, daß er zu dieser Anschauung der Dinge den Grund in meine Seele gelegt; sie ist die beste Gabe, die wir wiederum unserm Töchterchen auf den Weg durchs Leben mitgeben können“.

Der Dichter ahnte nicht, daß sein Familienglück bald zerstört werden und daß er den von seinem Vater in ihn gepflanzten frommen Sinn, der sich in vielen seiner Briefe an die geliebte Gattin herzerquickend ausdrückt, bald auch in der Trauer über ihren frühen Tod sollte zu bewahren haben.

Er bewährte ihn, weil das Christentum, das auch im Schmerze einen Boten Gottes erkennt, ihm nicht eine Lehre war, von außen nur an ihn hergetragen und mit kühlem Verstande aufgenommen, sondern ein Element seines persönlichsten Lebens.

Rühl zu deinem Verstand spricht jegliche Lehre; sie bleibt dir
Ewig ein Totes, sobald fremd sie von außen dir kommt.
Was dir ein anderer gibt, und wär' es das Böslichste, frommt nicht,
Wenn du den schlafenden Klang tief in der Seele nicht trugst.
Wunder begreifen sich nicht, du mußt sie im Innern erleben,
Jeglicher Glaub' ist ein Wahn, den du nicht selber erfuhrt;
Nur was selbst du erkennst als ein Göttliches, das dir herabkam,
Hat, ein lebendiger Hauch, dich zu verwandeln die Macht.

Weil er aber die Heilskraft des Christentums erfahren hat, darum ist es ihm auch ein ernstes Anliegen, von ihr zu zeugen und das Wesen der christlichen Wahrheit an seinem Teile vor Verdunkelung und Verkennung zu bewahren. So richtet er an die Gewalttamen, die, vom Geiste des Christentums abfallend, die Geister der Verneinung durch Machtsprüche hannen möchten, das schöne Wort:

Ob Menschenzang mag zerschellen:
Der wahren Kirche dreimal heilig Schiff
Treibt gleich der Arche sicher auf den Wellen.
Und wen die Sehnsucht nach dem Herrn ergriff:
Wie immer auch geheiß'n sei sein Glaube,
Er mag sich bergen drin vor Flut und Riff.

Den Verneinenden aber ruft er zu:

Zu eurer Höhe kann ich mich nicht schrauben,
Wo statt der Sonne frost'ge Sterne scheinen;
Ich kann nicht hassen bloß und bloß verneinen;
Dies Herz bedarf's, zu lieben und zu glauben.

Aus einem Bedürfnis des Herzens also entspringt dem Dichter der Glaube, und Liebe zu Gott ist ihm die Voraussetzung der Erkenntnis Gottes, den er selbst tief im Herzen trägt. Darum mahnt er auch, damit der Glaube wieder lebendig werde, die Liebe wieder in die Herzen aufzunehmen, in dem gewaltigen Zeitgedicht, das mit den Worten beginnt:

Es ist in leere Nüchternheit die ganze Welt versunken,
Und keine Zunge redet mehr vom heil'gen Geiste trunken,
in dem es weiterhin heißt:

Ich aber sage euch: fürwahr, es wird nicht anders werden,
Bis ihr den Blick nicht himmelwärts erhebt vom Staub der Erden,
Bis ihr dem Geist der Liebe nicht, dem großen Überwinder,
Demütig euer Herz erschließt und werdet wie die Kinder.

Liebe ist es, was an den Gott der ewigen Liebe glauben lehrt, der, von den besten der Hellenen gehänt, in Christus offenbar geworden ist, an den Gott, in dessen Vatergüte das kindliche Gemüt ganz hingeeben ruht, bei dem aber auch, wer, aus Edens Auen vertrieben, nach Erlösung schmachtet, Zuflucht findet. An ihn weist der Dichter in einem andern Gedichte der „Zeitstimmen“, das mit den Worten anhebt: Der du mit Tau und Sonnenschein ernährst die Bienen auf dem Feld, seine Zeit, die des Friedens in der Brust entbehrt, weil sie sich sündig, arm und schwach fühlt, und zu ihm spricht er vertrauensvoll:

Die Arme tust du auf und sprichst auch zu den Herzen unserer Zeit:
Kommt her zu mir, die ihr im Geist mühselig und beladen seid.

Aber erst in voller Hingabe an den Gott der Liebe kann die Zeit genesen; denn nur durch sie kann die Reue zu dem werden, was sie sein soll: nicht Unmut über die Folgen der Schuld oder Furcht des Gerichts, sondern wandelnde Gut, woraus der Reuige als ein neuer Mensch hervorgeht.

Die ganze Lebensfülle wahren Christentums lebt in des Dichters Herzen und bricht immer wieder hervor. Denn er spürt die ewige Liebe nicht nur im Lebensgang der Menschen und der Völker; sie durchwaltet ihm die ganze sichtbare Welt, und die lebendige Ahnung dieses Waltens ist ihm eine reichlich strömende Quelle religiöser Erhebung.

Wenn er im kirchenstillen Wald der Sonne entgegengeht, wenn die Lerchen noch nicht wach sind und nur der Bach im hohen Gras leise den Morgenseggen singt, da ist ihm die

ganze Welt wie ein Buch, darin uns aufgeschrieben in bunten Zeilen manch ein Spruch, wie Gott uns treu geblieben.

Die Erinnerung an das ewige Gesetz, nach welchem den starren Winter ein lebensvoller Frühling ablöst, erfüllt ihn mit der frohen Zuversicht, daß, wäre die Welt auch noch so frostig, ihr doch ein großer Maienitag beschieden sei.

Und wenn dir oft auch bangt und graut,
Als sei die Höl' auf Erden,
Nur unverzagt auf Gott vertraut!
Es muß doch Frühling werden.

Und ist dann Ostern gekommen, verkündet ihm die ganze Natur die Osterbotschaft. Die Lerche schmettert ein fröhlich Auferstehungslied, und tausend Stimmen rufen: „Wach auf, das Alte ist vergangen, wach auf, du froh verzüngte Welt!“ Alles neu erwachte Leben in der Natur soll es verkünden: „Die Lieb' ist stärker als der Tod“. Die trägen Menschenherzen, die ein gottentfremdet Dasein träumen, sollen der Kraft des Herrn, die durch die Lande wie Jugendhauch weht, Einlaß gewähren, die gebrochenen Herzen an den Gräbern stehen, das Wunder der neugeborenen Welt annehmen.

Ihr sollt euch all des Heiles freuen,
Das über euch ergossen ward!
Es ist ein inniges Erneuen
Im Bild des Frühlings offenbart.
Was dürr war, grünt im Wehn der Lüfte,
Jung wird das Alte fern und nah,
Der Odem Gottes sprengt die Gräfte —
Wacht auf! der Ostertag ist da.

Und wieder, wenn der Wald sich färbt, wenn den Dichter das fallende Laub an die Freude erinnert, die ihm des Windes Raub wurde, da tröstet ihn der Wandervogel, dessen Schwingenschlag und Lied er plötzlich hört; er hört ihn mahnen: „Vergiß, o Menschenseele, nicht, daß du Flügel hast“.

Wenn er in stiller Nacht am Strande des mondbeglänzten ruhigen Meeres dahinwandelt, da berührt ihn ein Hauch, der wunderbar aus unsrer ew'gen Heimat weht, da spürt er still und körperlos ein segnend Walten um sich her; er fühlt, er ruht in Gottes Schoß. Es taucht die Liebe wie ein Schwan aus seines Lebens dunkler Flut, und was am schwersten ihn bedroht, zeigt ihm ein liebes Angesicht; zum Freiheitsherold wird der Tod, der ihm seines Wesens Siegel bricht.

Er mahnt uns, aus den Verwirrungen törichter Leidenschaft und aus den Schwankungen des Zweifels zum fels-hohen Gestade zu flüchten, wo sich die Woge bricht, oder dem Walde zu lauschen, was er ins Tal herab seit Jahr-hundertern braust, damit wir des endlichen Reizes Lockung erproben am Gefühl der Unendlichkeit. Denn:

Vor der großen Natur heiligem Frieden hält
Nichts Unlauteres stand; von den befangenen
Sinnen streift sie den Irrtum
Wie ein lastend Gewand herab.

Und den Dichtern verheißt er, daß ihnen aus der Schöpfung heil'gem Leben Verjüngung und Klarheit zuströmen werde, und mahnt sie:

Geht hin zum Meer in Abendgluten,
Geht hin zum Wald und rüftet euch!
Der Geist schwebt heut noch auf den Fluten,
Noch heute flammt's im Dornesträuch;
Da wird in ahnungsvollem Segen
Der Herr euch nah sein, nah und hold,
Und wird euch auf die Rippen legen,
Was ihr dem Volk verkünden sollt.

In diesem tiefen Zuge des Dichters zu der Offenbarung Gottes in der Natur dürfen wir ein Stück seines deutschen Wesens erkennen. Es kehrt darin etwas wieder von der Empfindungsweise der alten Germanen, die es nach Tacitus mit der Götter GröÙe nicht vereinbar hielten, sie mit Wänden einzuschließen, und ihnen Haine und Wälder weiheten, und

es ist die deutsche Natur, die ihn zu frommer Andacht stimmt. Auch in Griechenland hat ihn der Zauber der Natur mächtig gepackt, aber er hat ihn nicht zu dem Einen Gott der ewigen Liebe emporgehoben und ihm darum auch nicht das Gefühl des Daheimseins zu geben vermocht. Ihm erging es nicht wie einst Winkelmann, den, als er nach 13jährigem Aufenthalt in dem Lande seiner Sehnsucht jenseits der Alpen auf einer Reise in das Land seiner Geburt, das seines Geistes wahre Heimat nie gewesen, zurückgekehrt war, eine unerklärliche Schwermut und eine nicht zu bemeisternde Sehnsucht nach Italien befiel. Auf Naxos' Traubenklippe träumt er wohl, vom Glanz des Südens trunken, von einem seligen Leben auf griechischem Boden, aber sein Herz sagt ihm, daß es ihn bei Palme und Nebgewind bald zu dem Walde verlangen werde, wo er als Kind vertieft dahingegangen, und ruft sich zu:

Von deinem Volke los
Und seinem Kampf und Trachten
Müßt' aller Füll' im Schoß
Dein einsam Herz verschmachten —

und seines Liedes Schluß ist: „Nur daheim ist Segen“.

Es sind in deutscher Art zwei Gegensätze seltsam vereint, jene Sehnsucht nach der Ferne und diese Liebe zur Heimat. Jene Sehnsucht spricht sich nicht nur in den Wanderungen der alten deutschen Stämme, in den Römerzügen des Mittelalters, in den Unternehmungen der Hanse, in der transatlantischen Auswanderung und in der Reiselust unsrer Zeit aus:

Wem ans Haus

Der Fuß gebannt, der schickt auf lust'ger Schwinge
Den Wolkenpilger, den Gedanken, aus,
Daß forschend er, was draußen liegt, durchbringe. —
Zu teil ward uns die ehoreiche Brust
Vor allen Völkern.

Das Leben aller Weltgeschlechter schlossen
In unsres wir. Wir haben kühngemut
Den fremden Geist in deutsch Gefäß ergossen,
Die fremde Form durchströmt mit deutschem Blut.

Auch Geibel ist nicht bloß am Wanderstabe in die Fremde gezogen. Seine Werke bezeugen es, daß er in allen Perioden und Ländern europäischer Kultur geistige Einkehr gehalten und es gelernt hat, fremde Schöpfungen in deutsches Gewand zu kleiden und fremde Kunstformen mit deutschem Geiste zu durchdringen. Aber nicht minder ausgeprägt ist seine Liebe zur Heimat, zu der Natur, an deren Reizen sich zu erquicken ihn die Mutter gelehrt, und zu der hochgegiebelten Vaterstadt, die einst Gesetz aufrichtend, flaggenstolz, der wogendunkleren Mittellsee waltete, mitredend in der Könige Rat, der Feinde Schreck, die des Dichters klangfrohes Gemüt im Erwachen schon mit großer Erinnerung genährt und ihm, wie er es einst gewünscht, einen friedlichen Lebensabend und in heimischem Grund ein Grab gewährt hat. Darum, als 4 Jahre nach seiner Heimkehr aus Griechenland, im Jahre 1844 Lübeck's alte Handelsgröße durch Dänemark schwer bedroht erschien, da ließ er in hellem Zorn ein Lied wie einen Ruf der Glocke zur Gefahr weit im deutschen Lande erschallen, in dem er zum Schutze der Stadt, die ihn geboren, das „Deutsche Reich“ aufrief.

Aber das „Deutsche Reich“ war in jener Zeit kaum mehr als ein Ideal und für des deutschen Staatenbundes traurige Wirklichkeit ein falscher Name. Daß er zur Wahrheit werde, mußte der Dichter schon um seiner Liebe zur eignen Vaterstadt willen wünschen; aber er wünschte es nicht nur um ihretwillen und nicht damals zuerst und nicht zuletzt.

Als er auf Chäroneas Heide das marmorne Löwenbild wie versteinert im Leide liegen gesehen, da klang sein Trauer- gesang über Hellas' durch innern Zwiespalt untergegangene Freiheit in den Ruf aus: „D schau in diesen Spiegel, schau her, mein Vaterland!“ So erweckt er auch am 18. Oktober 1863 die Erinnerung an den Hader zwischen Athen und Sparta, um die beiden deutschen Großmächte zu beschwören, auf Leipzigs glorreichen Schicksalsstätten ein Sühnungsfest zu

feiern und einen andern Pfad zu wählen als den, der in die Gefilde von Chäroneia führe.

Wenige Monate später aber jubelte sein Herz und sein Dichtermund, als Österreich und Preußen vereint Lübeck's Nachbarland, für das auch er so oft sein Lied hatte erklingen lassen, von dem verhassten Dänemark siegreich befreien, und als er im Dezember 1865 die eiserne Zeit beklagte, die den schönen Traum von der Eintracht der beiden großen deutschen Reiche zerstört habe, da schließt er doch mit dem tapferen Worte:

Brich herein denn, Schicksalstag!
Ende diese Not im Wetter!
Unter Sturm und Donnerschlag
Send' uns einen Hort und Retter!
Deutschlands Purpur liegt bereit,
Eisern, eisern ist die Zeit.

Und in einem andern Liede aus jener Zeit spricht er in demselben Gedankenzusammenhange die Zuversicht aus:

Was reif ward in den Seelen,
Das schafft sich Fleisch und Bein.

Daß das neue Deutsche Reich in den Seelen reif ward, dahin hat auch Geibels Dichterwort mitgewirkt. In demselben Jahre geboren wie der gewaltige Riese, durch den es Fleisch und Bein gewann, hat Geibel zu den Dichtern gehört, die unserm Volke die Sehnsucht nach einem neuen deutschen Kaiser ins Herz sangen. Sein ist das einst viel gesungene „Lied des Alten im Bart“: „Durch tiefe Nacht ein Draußen zieht“ mit der sehnsuchtsvollen Schlußstrophe:

Deutschland, die schön geschmückte Braut,
Schon schläft sie leis' und leiser —
Wann weckst du sie mit Trompetenlaut,
Wann führst du sie heim, mein Kaiser! —

und seine „Heroldsrufe“ haben mit ihren bitteren Klagen und mit ihrer Ungebuld, aber auch mit ihrer Hoffnungs-
freudigkeit die Entwicklung der deutschen Dinge von 1849

bis 1866 wie Stimmen des Volksgewissens begleitet. Darum sollte er auch seiner Hoffnung Erfüllung schauen und von ihr singen dürfen.

Am Tage des Aufziehens der norddeutschen Bundesflagge erklang sein hanseatisches Festlied mit dem Rufe an die alte Hansestadt, freudigen Mutes teilzunehmen an dem neuen Leben, das stark, einig, groß und frei hereingebrochen. — Sein Lied begrüßte im September 1868 den König Wilhelm in Lübeck und dankte ihm:

Im engen Bett schlich unser Leben
Vereinzelt wie der Bach im Sand;
Da hast du uns, was not, gegeben,
Den Glauben an ein Vaterland.
Das schöne Recht, uns selbst zu achten,
Das uns des Auslands Hohn verschlang,
Hast du im Donner deiner Schlachten
Uns heimgekauft, o habe Dank!

Am 3. September 1870 sang er sein „Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm durchs Land frohlocken im Jubelsturm!“
Im Januar 1871 durfte er rufen:

Nun wirf hinweg den Wittwenschleier,
Nun gürt dich zur Hochzeitsfeier,
O Deutschland, hohe Siegerin!

und zur Friedensfeier am 18. Juni 1871 in dem Liede, in dem die Strophe wiederkehrt:

Breiß dem Herrn, dem starken Retter,
Der nach wunderbarem Rat
Aus dem Staub uns hob im Wetter
Und uns heut' im Säufeln naht!

freudiges Dankgefühl zu dem Gebet erhöh'n:

Der in der Feuerwolke
Vor uns zog im Krieg,
Nun send' er unserm Volke
Die Kraft zum letzten Sieg,
Die Kraft, auch aus den Herzen
Der Blige finstre Saat,
Das Welschtum auszumerzen
In Glauben, Wort und Tat.

Zieh ein zu allen Toren,
Du starker, deutscher Geist,
Der aus dem Nicht geboren
Den Pfad ins Licht uns weist,
Und gründ' in unsrer Mitte
Wehrhaft und fromm zugleich
In Freiheit, Recht und Sitte
Dein tausendjährig Reich!

Geibel hat Uhland einen „Herold deutscher Ehren“ genannt; Wilhelm Scherer wendet diesen Namen auf Geibel an, mit nicht geringerem Rechte, aber nicht etwa nur in dem Sinne, daß er die Ruhmestaten deutscher Heere und die Erfolge deutscher Staatskunst vor allem Volk gepriesen habe; nein, seine Friedensfeierklänge haben es uns gelehrt, höher als äußere Macht und äußerer Glanz des Reiches steht ihm seines Volkes sittliche Ehre und geistige Größe, und ihnen ein treuer Hüter zu sein, darin erst findet er das eigentliche Wesen deutschen Dichterberufs.

So helfe Gott mir, daß ich walte
Mit Ernst des Pfundes, das mir ward,
Daß ich getreu am Banner halte
Der deutschen Ehre, Zucht und Art.

Das ist sein Gebet in dem Gedichte, worin er im Dezember 1842 dem König von Preußen seinen Dank aussprach für die ihm gewährte Möglichkeit, ein Leben zu führen vom Staube des Marktes unberührt, ein Leben, wie's im grünen Laube der freie Vogel singend führt.

Die Dichter sind ihm ein priesterlich Geschlecht, dem ein Heilsamt anvertraut, das zur Tempelwacht berufen und dessen Stand auf der Höhe ist. Sie sollen in wildbewegter Zeit in freier Seele das Maß und die Gerechtigkeit tragen, die heiligen Schätze hüten, die fromm die Väter aufgehäuft, des Herzens keusche Wunderblüten, den Glauben, der von Frieden träuft, und für die ewige Wahrheit unerschrocken zeugen, sich weder vor Thronen beugend, noch kniend, wo der Böbel kniet.

Als ein Dichter solcher Art und solchen Geistes hat Geibel des deutschen Wesens edelste Tugenden bewährt und verkündet, neben der Tiefe des Gemütes, die ohne Hingabe an den Gott der Liebe nicht leben mag, den unerschütterlichen Wahrheitsinn, der dem freien Kampfe der Gedanken zujubelt und getrost ausruft:

Laßt kühn des Geistes Stürme gehn!
Was Spreu ist, mag wie Spreu verwehn,
Was Felsen ist, wird doch nicht wanken,

neben dem uralten Freiheitsfinn der Deutschen die alte deutsche Treue.

Freiheit und Treue, eins nicht ohne das andre! Wohl ist es des Dichters Spruch: „Wer sich willig knechten läßt, verurteilt selber sich zum Knecht“, und es sind herrliche Worte von wahrer Freiheit, die er in den dritten Gesang seines „Julian“ eingeschaltet hat:

Eine Freiheit ist, die ich begehre,
Daß man im Menschen Gottes Bildnis ehre. —
So gar vertiert kein menschlich Angesicht,
Es zeigt: Hier schläft ein Geist, zum Heil erkoren,
Ein stummer Keim, berufen zur Vollendung,
Und den zertreten ist wie Tempelschändung.
O Licht und Luft dem Keim, auf daß er frei
Empor sein ringend Leben könne strecken! —
O Licht und Luft, Despoten, groß und klein,
Mögt ihr Fabrikherrn, Pflanze, Fürsten sein.

Aber der Dichter hat es erfahren, die Freiheit des sittlichen Selbst gilt es auch dem Strome der herrschenden Tagesmeinung gegenüber treu zu bewahren.

Wem das Herz höher wagt zu schlagen, aus wem der Geist, der heil'ge, gottgesandte, erhaben zürnt, der hat einen Freiheitskampf auf Tod und Leben zu kämpfen mit dem Despotismus der kleinen Seelen, denen es Sünde ist, aus dem Schwarm zu ragen. Und nicht jede Freiheit ist es wert, daß man um sie kämpfe, nicht jede Art des Freiheitskampfes ist gerecht.

Als Georg Herwegh mit seinen Liedern Aufruhr läutete, trat Geibel im Februar 1842 gegen ihn mit geharnisctem Liede in die Schranke:

Um's Freiheitsbanner dicht geschart,
So stehn auch wir; doch aufbewahrt
Aus alter Zeit blieb uns die Treue,

und mahnte ihn, das Schwert an seinen Ort zu tun und um das geistige Gut wahrer Geistesfreiheit wie einst Luther nur mit den Waffen des Geistes zu streiten.

Die Freiheit, die Geibel meinte, ist ja auch nicht die trunkenen Dirne, die sich zu Paris in Blut und Kot wälzte, sondern die von Schiller geliebte und verkündete keusche Freiheit, die mit klarer Stirne

Dem Inquisitor Cruz und Kampf entbot,
Die segnend von kristallner Gletscherfirne
Aufs Werk des Rütli schaut im Morgenrot,
Sie, die allein mit unlösbarem Bande
Dem Ganzen uns verknüpft, dem Vaterlande.

Es ist gute deutsche Art und es ist echtes Christentum, was in dem an hellenischer Schönheit gebildeten Dichter lebte und Leben weckend aus seinen Liedern klang.

Will das deutsche Gymnasium sein, was es unserm Volke sein soll, so muß es eben diesen Geist in die Seelen seiner Zöglinge pflanzen und seine Elemente zu schöner und fruchtbarer gegenseitiger Durchdringung entwickeln.

Möchte auch Ihnen, meine lieben jungen Freunde, auf dem Grunde ererbter Tüchtigkeit und guter häuslicher Erziehung, unter den Einflüssen der Natur und der geschichtlichen Erinnerungen unsres Thüringer Landes, durch unsern Unterricht und unsre vaterländischen Feste von jenem Geiste etwas zu teil geworden sein und in Ihnen weiter wirken!

Sie alle, geboren in einer Zeit der Erfüllung kühnster nationaler Hoffnungen, rüsten sich, wie verschieden Sie sich auch den besondern Beruf gewählt haben, zum Dienste des Vaterlandes. Bereiten Sie sich von dem Eintritt in die sich nunmehr öffnenden neuen Lebensbahnen an, ohne zu säumen, auf diesen Dienst vor und üben Sie ihn einst in treuer Erfüllung aller kleinen und großen Anforderungen, die er an Ihre Kraft und an Ihren Charakter stellen wird; aber tun Sie es als im höchsten Sinne freie Persönlichkeiten und in der Überzeugung, daß nur solche Persönlichkeiten unserm

Volke helfen können, seinen weltgeschichtlichen Beruf zu erfüllen.

Dieser liegt ganz gewiß nicht, wie einst der Beruf der Römer, auf dem Gebiete waffengewaltiger Beherrschung der Welt, sondern, auch nachdem wir uns in aufgedrungenen Kämpfen stolze Unabhängigkeit von äußeren Mächten mit siegreichem Schwerte errungen, ja vielmehr nun erst recht, wie in der antiken Welt der Beruf der Hellenen, auf dem Gebiete geistesstarker Führerschaft im Reiche des Geistes.

Wer will sagen, ob nicht dem oder jenem von Ihnen einst ein ganz besonderes Maß von Verantwortlichkeit dafür wird auferlegt sein, daß unser Volk nicht falsche Wege einschlägt und sein hohes Ziel verfehlt; in einem Sinne aber werden Sie alle dafür verantwortlich sein: die Gesundheit und Kraft des deutschen Geistes ist die geistige Gesundheit und Kraft der Deutschen. Sorgen Sie, daß Sie einst zu den geistig gefunden und starken Deutschen gehören! Gott der Herr geben Ihnen dazu seinen Segen!

Sophokles' Antigone im Lichte des Christentums.

Entlassungsrede, gehalten am 10. März 1894.

In wohlbegründeter Abweichung von dem Herkommen hat keiner von Ihnen zu einer Abschiedsrede an Ihre Lehrer und bisherigen Mitschüler das Wort genommen; lieber haben mehrere von Ihnen sich der Aufgabe gewidmet, singend oder sprechend mitzuwirken, um uns den Genuß einer altklassischen Dichtung ersten Ranges zu vermitteln. So glaube ich auch mein Abschiedswort an Sie an Gedanken eben dieser Dichtung anschließen zu sollen.

*Πολλῶ τὸ φρονεῖν εὐδαιμονίας
πρωῖον ὑπάρχει.*

So beginnt in der Sprache des Sophokles der Schlußgesang des Chors.

„Weitauß die wichtigste Grundlage des Glückes ist das φρονεῖν“. Was bedeutet dieses φρονεῖν?

Wie die unter Ihnen, die im vergangenen Sommer mit mir den Phaidon gelesen haben, sich erinnern werden, erkennt dort Sokrates in dem φρονεῖν die Lebensaufgabe des Philosophen, die er nur soweit erfülle, als er von der Tätigkeit der dem wahren Wesen der Dinge nachforschenden Seele die störenden Einwirkungen der Sinnenwelt fernhalte, und gelangt von da zu der Auffassung, daß für den Philosophen der Tod kein Übel, sondern der Durchgang zu dem wahren Leben sei.

Nicht auf diese Höhe der Betrachtung wird sich der Chor der Antigone erheben; seine Gedanken bewegen sich nicht auf den steilen Pfaden philosophischer Spekulation; sie sind dem Leben, diesem irdischen Leben zugewandt, in dessen Schoße überall die Keime schwerer Kämpfe verborgen liegen. Daß sie nicht aufgehen und sich glückzerstörend entwickeln, das soll das *σοφείν* verhüten, das weder durch Krankheit geschwächte noch durch Leidenschaft getrübe, ruhige, klare, umsichtige Denken über die Forderungen und Bedingungen unsres irdischen Daseins in seinen mannigfachen Entfaltungen, aus dessen treuer Übung die Tugend der *σωφροσύνη*, der Besonnenheit, hervorgeht.

Deutlich genug hat der Dichter der Antigone darauf hingewiesen, daß der in dieser Tragödie sich entwickelnde Konflikt zwischen strenger Wahrung weltlicher Herrschermacht und treuer Übung einer religiösen Pflicht nicht in einer den Dingen selbst innewohnenden Notwendigkeit begründet liegt, wie wenn etwa zwei Weltanschauungen miteinander ringen, oder wenn eine neue Zeit sich unter schweren Kämpfen der alten entwindet; auch ist es nicht eine übermächtige Einwirkung eines unbarmherzigen Schicksalswillens, wodurch sich der Streit zwischen Kreon und Antigone so verderbenbringend entwickelt, sondern zuerst und zumeist, daß es der Vertreter der Staatsgewalt an dem *σοφείν* fehlen läßt.

Noch unter dem Eindrucke des tragischen Ausgangs des Bruderzwistes stehend hat der durch ihn auf den Thron geführte neue Herrscher in verhängnisvoller Einseitigkeit nichts im Auge als die Sicherstellung seiner Herrschergewalt und ahnt nicht, daß das Verbot, an dessen Beobachtung oder Übertretung er den Sinn seiner Untertanen erproben will, den Ungehorsam der Schwestern des von ihm den Hunden und Vögeln preisgegebenen Polyneikes geradezu herausfordern muß. Siehe ihn umsichtige Überlegung dies erkennen, so

würde er zwar nach griechischer Sitte den Leichnam des Landesfeindes außer Landes bringen lassen, aber er würde nicht verbieten, daß ihm dort die allen Toten gebührenden Ehren erwiesen würden, oder er würde den Angriff auf die Vaterstadt, den Polyneikes im Thronstreit gemacht, durch seinen Tod gesühnt erachten. So aber entwickelt sich aus diesem ersten, auf Einseitigkeit seines Denkens beruhenden Fehltritt, indem Argwohn und Zorn seinen Blick weiter trüben und ihn für jede Belehrung anderer unzugänglich machen, ein Seelenzustand, der dem Wahnsinn gleich ihn zu Taten treibt, die er, endlich zur Erkenntnis seiner Verirrung, aber noch nicht zu besonnenem Handeln gebracht, nicht mehr ändern, sondern nur fruchtlos bejammern kann.

Unendlich hoch über ihm steht Antigone. Sie handelt in selbstloserer Hingabe an die religiöse Pflicht gegen den Bruder. Wohl übertritt sie dabei das Machtgebot des rechtmäßigen Herrschers; aber sie weiß, daß dies Gebot der Verurteilung durch die unterirdischen Götter unterliegt, und ist bereit, für die Übertretung mit dem Tode zu büßen und dadurch der verletzten Ordnung des Staates Genugthuung zu leisten. So stirbt sie als Heldin, lieber das Leben lassend als ihre religiös-sittliche Persönlichkeit preisgebend, im Unterliegen liegend. Aber auch an ihr vermißt der Chor das rechte *σοφον*. Wenn sie solchem Urteil begegnet, so teilt sie allerdings zunächst nur das Schicksal wohl aller Helden, die eben durch ihr Heldentum aus den Geleisen herausgeführt werden, in denen Alltagsmenschen fest und ruhig sich bewegen. Aber es ist doch nicht zu verkennen: auch sie denkt von vornherein einseitig und unfrei; sie sieht in leidenschaftlicher Erregung über Kreons Verbot nur den Weg des Ungehorsams, nicht den Weg der Überredung. Auch in ihr ist etwas von der Glück und Leben bedrohenden Glut des Fanatismus, nur daß er bei ihr aus dem liebevollsten Schwesterherzen hervorbricht, während Kreons politischer

Starrsinn auf dem Wege der Verwechslung der Staatsordnung mit seinem allmächtigen Herrscherwillen alsbald zu despotischer Selbstsucht wird.

Ganz allein auf ihn aber zielt der Chor, wenn er in dem Schlußgesang fortfährt:

Χρὴ δ' ἐς τὰ θεῶν μηδὲν ἀσπετεῖν.

„Man soll die heilige Pflicht gegen die Götter und ihre Gebote nicht verletzen.“ Das tut Kreon von vornherein, indem er jenes Verbot erläßt, während Antigone, indem sie es übertritt, der heiligen Pflicht Gehorsam leistet. Was dem menschlichen Gefühl entsprechend uralte geheiligte Sitte forderte, das gilt ihr als ewiges Gesetz der Götter der Unterwelt, denen die entseelten Körper beider Brüder ohne Unterschied angehören. Die Scheu vor ihnen überwindet in ihr alle Menschenfurcht, während Kreon den Blick nur auf die eigene irdische Macht gerichtet hält und keinen Gedanken an göttliche Mächte aufkommen läßt, deren Strafgericht er verfallen könnte. Er wähnt die Götter des Landes zu schützen, wenn er den Landesfeind auch nach dem Tode noch unverföhnlich verfolgt; er fühlt sich als Vollstrecker höchsten Götterwillens, wenn er dem Zeus gleich, der den rächenden Blitzstrahl wider den wild anstürmenden Frevler sendet, die Übertretung seines Machtgebotes als Durchbrechung heiliger Ordnung mit der schwersten Strafe trifft. Aber er ahnt nicht, daß in der göttlichen Weltordnung auch Gnade und Veröhnung eine Stelle haben könnten.

Seit des Sophokles Antigone an ihrem Teile half, die dionysische Festfreude der Athener zu geiststärkendem und geistbildendem Genuß zu erheben, haben die religiös-sittlichen Vorstellungen tiefgreifende Veränderungen erfahren. Auch wir werden gelehrt, an eine unverbrüchliche sittliche Weltordnung zu glauben, an einen Gott, der sich nicht spotten, der uns ernten läßt, was wir säen. Aber dieser selbe Gott ist uns der himmlische Vater, der den irrenden

Menschenkindern in allerlei liebevollen Veranstaltungen, die nur richtig verstanden sein wollen, immer wieder die Hand reicht und den verlorenen Sohn, wenn er reumütig zu ihm zurückkehrt, an sein Herz drückt.

Wohl finden auch wir uns oft genug der unheimlichen Macht des Bösen über die Gemüter der Menschen wie einem unlösbaren Rätsel gegenüber, aber das ist uns unzweifelhaft, daß wir die Kraft zur Überwindung des Bösen nur aus dem mutigen Glauben an die Übermacht des Guten schöpfen. Und je vollständiger wir alle Unvollkommenheit, die griechische Phantasie zum Argerniß der Besten unter den Griechen selbst ihren allzu menschlichen Göttern andichtete, durch den Glauben an den dreimal heiligen Gott, der weder selbst irdischer Schwäche unterliegt, noch auch Verderben sinnend der Menschen Gedanken zum Irrtum lenkt, überwunden haben, um so tiefer empfinden wir es, daß wir allzumal Sünder sind und des Ruhmes ermangeln, den wir vor Gott haben sollen, und um so dankbarer nehmen wir die Kunde auf, daß wir einen gnädigen Gott haben.

Um so leichter aber erwächst uns auch aus dem Boden religiösen Lebens der Wunsch, die göttliche Gnade in uns nachzubilden, den Dank für die Erfahrung von der vergebenden ewigen Liebe, die wir in unserm Herzen machen, in Taten eigener Liebe gegen unsere Mitmenschen umzusetzen und auch Böses mit Gutem zu vergelten.

Es fehlt auch im griechischen Altertum, das in seinen größten Geistern weit über sich selbst hinausgewachsen ist, nicht an mehr oder weniger entwickelten Keimen solcher religiös-sittlichen Anschauung. Auch in Worten der Antigone vermögen wir solche Keime zu erkennen.

Wenn Kreon es für undenkbar hält, daß in der Unterwelt dem Verteidiger des Vaterlandes keine andere Ehre solle zu teil werden als dem Landesfeind, erwidert Antigone, wer

wisse denn, ob dort nicht ein anderes Recht gelte, das heißt, ob nicht jenseit der Pforten des Todes göttliche Gnade auch den allerbarmend umfange, der in diesem Leben gefrevelt habe, und ihrem Munde entfließen die schönen Worte:

Οὔτοι συνέχθειν, ἀλλὰ συμφιλεῖν ἔφην,
Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da.

Aber freilich zu solcher Höhe steigt sie nur empor, indem sie die ganze Fülle ihrer Liebe auf die eine heroische Liebesthat und auf den, dem sie gilt, konzentriert. Nach anderen Seiten hin erscheint sie, namentlich in den Teilen der Tragödie, die wir heute, um hohe Nachsicht nicht allzu lange in Anspruch zu nehmen, auslassen mußten, kalt und hart und unverföhnlich. Auch sie weiß nicht, daß es keine höhere religiöse Pflicht gibt, als vergebende Liebe zu üben, und daß dieser Liebe die größte Gewalt über die Menschen gegeben ist. Die Welt, in die uns des Sophokles Kunst hineingeführt hat, ist nicht durch das milde Herdfeuer solcher Liebe wohlthuend erwärmt; es ist eine kühle Welt, in der die Glut der Leidenschaften nur auflodert, um sie zu verzehren.

Wohl uns, daß uns des Dichters Wort: *καὶ δ' ἐς τὰ θεῶν μηδὲν ἀσπετεῖν* eine andere Bedeutung hat als den Athenern zur Zeit des Sophokles!

Wohl auch Ihnen, meine lieben jungen Freunde, daß Sie in einer andern religiös-sittlichen Lebensluft aufgewachsen sind, in einer Lebensluft, in der wohlgedeihen konnte, was Ihrem Leben und einstigen Wirken reichen Segen verheißt!

Möchte auch die Schule, aus der ich Sie entlasse, Ihnen eine von Liebe erfüllte Gemeinschaft gewesen sein! Sie haben es ja erlebt, daß sie ausschied, was sich mit ihr auf die Dauer unverträglich erwies; aber Sie haben es auch erfahren, daß in dieser Gemeinschaft tragende, haltende, vergebende Liebe freundlich waltete und zu hoffen nicht leicht aufhörte. Bewahren Sie ihr dankbare Erinnerung und übertragen Sie

solchen Geist auf alle Lebensverhältnisse, in die der Gang Ihres Lebens Sie hineinführt!

Aber wenn Sie nun, aus der bewahrenden Zucht des Hauses und der Schule entlassen, in größerer oder geringerer Freiheit der Bewegung ferneren Zielen nachstreben, wenn Ihr Lebensschiff die Anker lichtet, die es bisher am heimischen Gestade festgehalten, und hinaussegelt in die offene See, dann denken Sie daran, jenes *гговеѣв* zu üben, ohne welches Sie steuerlos auf den Wogen des Lebens dahintreiben würden!

Ihnen die Kraft des Denkens, die Lust zum Denken zu mehren und zu steigern, darauf vornehmlich war ja unser Unterricht berechnet, der es nicht auf eine von den Dingen losgelöste, sondern auf eine den mannigfachen Gebieten des Wissens angeschlossene und der Wahrheit zuführende Übung des Denkens abgesehen hatte.

Und wenn wir vor allem das Eindringen in die Natur des zur Freiheit geborenen und doch an ewige Gesetze gebundenen Menschengesistes betonten, wenn wir Sie nicht bloß anleiten wollten, die Denkgesetze, die fremde Völker in ihren Sprachen niedergelegt haben, zu verstehen und zu handhaben, sondern Sie auch lehrten, die Gedanken ihrer größten Geister nachzudenken, ihre Werke auch aus ihren lebens- und literaturgeschichtlichen Voraussetzungen heraus zu verstehen und den Gang weltgeschichtlicher Entwicklungen zu begreifen, so wollten wir Sie auch befähigen, den Fragen und Versuchungen des Lebens mit einem schon gereiften, vor blöder Einseitigkeit bewahrten *гговеѣв* gegenüberzutreten, damit Sie nicht erst im Alter nach schwerem Gericht weise würden.

Was Sie unter der fürsorglichen Obhut Ihrer Eltern und unter unsrer Anleitung begonnen, das setzen Sie, ein jeder nach Maßgabe des erwählten Berufes, in freier Selbstbestimmung weiter fort! Wenden Sie sich mit frischer Empfänglichkeit allem zu, was Ihr inneres Leben zu festigen,

zu erhöhen und zu befruchten vermag, und machen Sie sich, was sich Ihnen zu solchem Gewinn bietet, mit eigener Denkarbeit wahrhaft zu eigen, allezeit Herren Ihrer selbst, keiner Leidenschaft untertan!

Mit dieser Mahnung und in der Hoffnung, daß sie nicht vergeblich sei, überreiche ich Ihnen Ihre Reisezeugnisse.

Leben Sie wohl! Gott geleite Sie auf allen Ihren Wegen!

Von wahrer Mannhaftigkeit.

Entlassungsrede Ostern 1896.

Wenn ich mich anschicke, von dieser Stelle aus scheidenden Schülern ein Wort des Abschiedes zu sagen, pflegt sich mir zunächst die Frage aufzudrängen, wie sich wohl ihre Eigenart weiter entwickeln und wie ihr Lebensgang sich gestalten werde, und diese Frage wird mir dann zu dem herzlichen Wunsche, daß ein jeder von ihnen bei wachsender Einsicht und Kraft seine Fehler immer mehr abtun und, was die Stärke seines Wesens ausmacht, immer schöner und reicher entfalten möchte, damit er, unabhängig von äußeren Schicksalswendungen, unentreibbares inneres Glück erwerbe. Dann freilich treten mir auch wohl die großen Angelegenheiten des Gesamtlebens unseres Volkes vor die Seele und wecken in mir den Wunsch, daß von den Jünglingen, die wir mit dem Zeugnis der Reife entlassen, keiner nur sich selber leben, vielmehr ein jeder nach dem Maße seiner Kraft in bewußter Hingabe dem Vaterlande treue Dienste leisten möchte. Beide Wünsche hängen ja aufs innigste zusammen; denn wie nur der dem Vaterland recht dienen kann, der zu persönlicher Tüchtigkeit ausgewachsen ist, so ist hinwiederum eines Mannes Glück erst voll, wenn er an dem Gesamtleben seines Volkes fördernden Anteil nimmt. Heute aber, am Schluß eines Schuljahres, in dem unsere

Arbeit so vielfach mit nationalen Erinnerungsfeiern durchflochten gewesen ist, wünsche ich zuerst und zumeist, daß Sie und Ihre abwesenden Genossen unter den erhebenden Eindrücken des letzten Ihrer Gymnasialjahre sich gelobt haben möchten, sich stark zu machen an Leib und Seele, um einst eine volle Manneskraft in den Dienst des Vaterlandes stellen zu können.

Wenn jahraus jahrein die deutschen Schulen ihre reifen Zöglinge von solcher Gesinnung erfüllt entließen, wenn solche Gelöbnisse von ihnen, nachdem sie Männer geworden, in vollem Maße wahr gemacht würden, dann wäre wahrlich um unsres deutschen Reiches und Volkes Zukunft keine Sorge; denn es ist ein schönes und wahres Wort, mit dem, wie die Mehrzahl von Ihnen sich erinnern wird, Thukydides, der tiefe Kenner der Bedingungen gesunden staatlichen Lebens, die letzte der inhaltsschweren Reden, die seinem Geschichtswerk einen so unvergänglichen Wert verleihen, die letzte Ansprache des tragischen Helden der sizilischen Expedition an seine Krieger beschließen läßt:

ἄνδρες πόλις καὶ οὐ τείχη οὐδὲ νῆες ἀνδρῶν κεναί,

Männer machen einen Staat aus und nicht Mauern oder Schiffe ohne Männer.

Lassen Sie mich an diesen Satz anknüpfen, was ich Ihnen, den Abiturienten des Jubiläumsjahres 1895/96, bei Ihrem Austritt aus der Enge der Schule in das Leben auf den Weg mitgeben möchte.

Im Munde des Nikias ist der Satz ein Wort der Ermutigung. Das athenische Heer vor Syrakus befand sich in einem nur zu begreiflichen Zustand tiefster Niedergeschlagenheit. Die furchtbare Seeschlacht in dem großen Hafen, durch die die belagerten Belagerer die Ausfahrt in das offene Meer erzwingen wollten, war zu einer entsetzlichen Niederlage ihrer Flotte geworden. Seitdem war wieder

koftbare Zeit, die sie zu ungehindertem Rückzug in das ihnen befreundete Binnenland hätten benutzen können, unbenutzt verstrichen, und als sie am dritten Tage nach der Seeschlacht endlich zum Aufbruch fertig waren, da trat ihnen der ganze Jammer ihrer Lage in der ergreifendsten Gestalt entgegen. Sie mußten die gefallenen Kameraden unbestattet, die Verwundeten und Kranken, die ihre Hände hilfselehend nach ihnen ausstreckten, ohne Pflege zurücklassen; und zu dem herzerreißenden Abschied von Verwandten und Zeltgenossen kam die bittere Erinnerung an die stolze Zuversicht, mit der zwei Jahre vorher die Nachkommen der Sieger von Marathon und Salamis aus dem Piräus ausgefahren waren. Da war es Nikias, der ihnen Mut zusprach. Er hatte selbst durch eine Reihe von verhängnisvollen Zögerungen und Verschümmnissen das athenische Heer in diese jammervolle Lage gebracht; nun aber zeigte er, daß seine Seele groß genug war, um sich auch einem Übermaß von Leid gegenüber zu behaupten und den andern den Mut zu stärken. „Wenn ihr euch“, so schließt er bei Thukydides seine Ansprache, „als tapfere Männer zeigt, dann werdet ihr die jetzt gesunkene große Macht Athens wieder aufrichten; denn Männer machen einen Staat aus und nicht Mauern oder Schiffe ohne Männer.“

Wohl waren es immer noch 40000 Krieger, mit denen Nikias von Syrakus aufbrach: aber nicht auf ihre Zahl heißt er sie ihr Vertrauen setzen. Wenn sie das Wort *ἀνδρες πόλις* wahr machen wollen, müssen sie wahrhafte *ἀνδρες* sein und die Tugend der Männer, die *ἀνδρεία*, besitzen und bewähren.

Für sie und ihren Führer war diese Tugend in jenen Tagen, denen die tragische Katastrophe unmittelbar folgte, die Tugend des tapferen, bis in den Tod ausharrenden Kriegers. Aber darin erschöpft sich das Wesen der *ἀνδρεία* nicht, und die Tugend des Kriegers ist für sich noch nicht die ganze Männertugend, auf der ein Staat ruht.

Platon hat in dem Dialog *Laches*, worin er dem Nicias einen ehrenvollen Anteil an dem Gespräch eingeräumt hat, die Frage nach dem Wesen der *ἀνδρεία* einer Erörterung unterzogen, aus der sich für den, der Unausgesprochenes zu ergänzen versteht, klar ergibt, daß ihm *ἀνδρεία* eine auf sittlicher Einsicht ruhende Standhaftigkeit ist, wohl zu unterscheiden von der stürmischen Kühnheit, die den natürlichen Antrieben des Temperaments folgt, und nicht wie die Tugend, die wir Tapferkeit nennen, auf den Widerstand gegen äußere Feinde, gegen Schmerzen, gegen Furcht vor Gefahr und Tod beschränkt, sondern auf dem ganzen Gebiete des Sittlichen als die Kraft des unerschrockenen Festhaltens an dem für gut Erkannten siegreich sich bewährend.

Diese *ἀνδρεία* verträgt sich nicht mit willenloser Abhängigkeit von irdischen Mächten; sie schließt den Knechtsgeworbenen gegen die Willkür eines Tyrannen und gegen den Unverstand eines irregeleiteten Hausens ebenso aus wie die Haltlosigkeit gegenüber den eigenen niederen Begierden.

Wenn diese *ἀνδρεία* die Männer eines Reiches erfüllt, dann und nur dann ist diesem sein Fortbestand durch eigene innere Kraft verbürgt; wo sie entwichen ist, droht innerer Verfall und zuletzt feige Unterwerfung unter einen fremden Willen.

Das hatte Demosthenes erkannt, und darum liegt der Schwerpunkt seines patriotischen Wollens und Wirkens, der Nachdruck seiner gewaltigen Reden nicht in den militärischen Maßnahmen, die er empfiehlt, sondern in der ethischen Einwirkung auf die Gemüter, in dem immer wieder in mannigfaltigster Form, mit wechselnder Berührung der verschiedenen Saiten des menschlichen Herzens erneuerten Versuch, die Athener aus ihrer Schläffheit und trägen Genusssucht, aus ihrer kläglichen Abhängigkeit von den Schmeicheleien der bestochenen Freunde Philipps zu befreien und zu der Geistesgröße emporzuheben, die bei Marathon und Salamis die

freien Bürger des kleinen Griechenland zu Siegern machte über die Übermacht der Knechte des asiatischen Despoten.

Nach platonischer Grundanschauung ruht aber wie jede Tugend so auch die *ἀνδρεία* auf der *σοφία*, auf Erkenntnis, Einsicht, Weisheit.

Dies läßt Platon im Laches den Nikias besonders betonen. Wenn er damit sicherlich einen Charakterzug des Nikias angedeutet hat, so kann es scheinen, als habe er dadurch selbst zu einem naheliegenden Einwurf gegen seine Begründung der *ἀνδρεία* eingeladen. Erscheint doch Nikias in seinem Verhalten vor Syrakus vielfach von des Gedankens Blässe angekränfelt, durch ein Übergewicht des vorsichtigen Denkens über kriegerische Tatenlust zur Ungebühr und zum Verderben seines Heeres gehemmt, so daß er über dem Wagen nicht zum Wagen kam. Aber daß in ihm die Idee der platonischen *ἀνδρεία* zu unvollkommener konkreter Ausprägung gelangt ist, darf uns an ihrem Wahrheitsgehalt selbst nicht irre machen, und wir, die wir ja freilich in einer Zeit leben, in der nicht gar selten unbedenklich zugreifende feste Tatkraft sich höhere Geltung verschafft als viel erwägende tiefere Einsicht, sollten doch vor einer Unterschätzung der *σοφία* als der Grundlage der *ἀνδρεία* durch die Beweiskraft eines der hervorragendsten Beispiele wahrer Feldherrngröße um so mehr bewahrt sein, als unser ganzes Volk zu diesem erhabenen Beispiel mit der einmütigsten Dankbarkeit hinausblickt.

Nach zwei Seiten hin ist uns Moltke ein klassischer Zeuge für die grundlegende Bedeutung einer in das Wesen der Dinge tief eindringenden Verstandestätigkeit. Sie ist bei ihm die Grundlage des klaren und folgerichtigen Charakters, durch den er, immer sich selbst treu, bis zu seinem Tode im höchsten Alter ein Mann gewesen ist im vollsten und schönsten Sinne des Wortes, nicht minder aber auch die Grundlage der unerhörten Erfolge seiner ebenso tief durchdachten wie kühnen Heerführung, der wir unsres Deutschen Reiches Wiederaufrichtung verdanken.

Nicht jeden rücken Reichtum und Gunst der Umstände in den Vordergrund weltgeschichtlicher Ereignisse. Aber wie in den Kriegen unsrer Zeit die Anforderungen, die an das eigene Denken und Wollen auch des einzelnen gemeinen Mannes gestellt werden müssen, ungleich höhere geworden sind, so fordert auch die Entwicklung unsrer staatlichen und bürgerlichen Einrichtungen ein ungleich höheres Maß von einsichtsvoller Mannhaftigkeit von dem einzelnen Staatsbürger, und gegenüber allen Scheinerfolgen dreister Oberflächlichkeit erfreut sich auch heute noch dauernder Geltung und nachhaltiger Wirksamkeit nur, wessen Tatkraft auf Einsicht ruht, wem die Festigkeit des Willens in der Sicherheit und Klarheit des Wissens wurzelt.

Aber der Rückblick auf den Krieg von 1870/71, vor allem die Erinnerung an den Geist, in dem ihn unser oberster Kriegsherr Kaiser Wilhelm I. geführt hat, lehrt uns über Mannestugend noch etwas anderes.

Wohl uns, wenn unser Volk nicht aufhört, die Klarheit und Schärfe griechischer Sprache und Denkweise auf sich wirken zu lassen, aber wehe ihm, wenn es, was auch nur bei oberflächlicher Auffassung griechischer Art geschehen könnte, darüber verlernen sollte, aus glaubensvollem Sichversenken in das unerforschlich Göttliche immer von neuem die Kräfte des Gemütes zu schöpfen, die es in den großen Stunden der Weltgeschichte immer wieder sich selbst zurückgegeben haben!

Die greise Gestalt Kaiser Wilhelms, dessen Siegesdepeſchen keinen Zweifel darüber lassen, woher ihm sein sieghaftes Heldentum, sein Mut und seine Demut kamen, lenkt unsre Gedanken in die Tage der Befreiungskriege zurück, da Ernst Moritz Arndt seinem Volke die Frage „Wer ist ein Mann?“ in kraftvollem Liede beantwortete. Ihm ist ein Mann, „wer beten kann und Gott dem Herrn vertraut“, „wer glauben kann inbrünstig, wahr und frei“, „wer lieben kann von Herzen fromm und warm“. Das ist ihm der

Mann, der für Weib und Kind streiten, der für Freiheit, Pflicht und Recht, für Gott und Vaterland sterben kann.

Was hier der fromme Sänger seinem Volke ans Herz legte, hat schlechterdings nichts zu tun mit allem, was jener abergläubischen *δεισιδαιμονία* auch nur entfernt verwandt ist, worin besangen Mikias um einer Mondfinsternis willen einen kostbaren Monat verstreichen ließ, ehe er — zu spät — die Rettung versuchte; Arndts Glaube ist nicht verwirrender Aberglaube, sondern eine Gotteskraft, die alles Gute und Hohe, was in des Menschen Brust schlummert, wie Frühlingssonnenschein zu frischem, frohem, mutigem Leben weckt. Gegen sie sich in kühler Selbstgenügsamkeit absperrern heißt verarmen und erkalten, und „der kalten Brust fehlt Kraft und Lust, und ihre Tat wird Wind“.

Gott bewahre Sie, meine lieben jungen Freunde, vor solcher Verirrung!

Der Mehrzahl von Ihnen wird die Zeit der besonderen Vorbereitung auf Ihren Lebensberuf eine Ihnen ungewohnte und so nicht leicht wiederkehrende Freiheit der Bewegung bringen. Sorgen Sie, daß Sie aus der Zeit gesteigerter eigener Verantwortlichkeit die Kräfte Leibes und der Seele nicht gemindert, sondern reichlich gemehrt, mit einem gefestigten Körper einen geklärten Geist in die Mannesarbeit hinübertragen, damit Sie einst als *ἄνδρες* im Sinne der platonischen *ἀνδρεία* und als Männer im Sinne Ernst Moritz Arndts zu denen gehören, die, sei es auf den Mauern oder auf den Schiffen oder auf offenem Schlachtfeld, oder sei es auf den mannigfachen Gebieten friedlichen Schaffens, einen gesunden, starken, unerschütterlichen Teil unsres großen nationalen Gemeinwesens darstellen!

Mit dem herzlichsten Wunsche, daß Sie so zu einem vollbefriedigten, wahrhaft glücklichen Leben gelangen möchten, entlasse ich Sie nunmehr, indem ich Ihnen Ihre Reisezeugnisse überreiche.

Kaiser Wilhelm der Erste.

Rede zur Hundertjahrfeier und Entlassung der Abiturienten
am 22. März 1897.

Hochgeehrte Anwesende, teure Amtsgenossen,
liebe Schüler!

Heute vor 10 Jahren feierten die Deutschen überall auf dem Erdenrund in einmütiger Dankbarkeit den 90. Geburtstag des ersten deutschen Kaisers, des verehrungswürdigsten Fürsten und Menschen, der ein reichgesegnetes, aber auch vielbewegtes Leben zu einer Zahl von Jahren gebracht hatte, die wenig Sterblichen zu erreichen vergönnt gewesen ist.

Wir wußten, was jedes neue Lebensjahr dieses Kaisers, vor dessen schlichter Größe sich alle deutschen Fürsten in aufrichtiger Verehrung freudig beugten, für die innere Festigung des jungen Reiches zu bedeuten hatte. Wir in der deutschen Heimat fühlten lebendig, daß wir, solange er uns erhalten blieb, für Sicherheit, Wohlfahrt und Ehre unsres Vaterlandes nichts zu befürchten hatten, und die Deutschen, die draußen in der Fremde den 90. Geburtstag Kaiser Wilhelms gehobenen Hauptes festlich begingen, ihnen war nicht verborgen, wie viel von der Achtung, die der deutsche Name bei allen Völkern der Erde gewonnen hatte, der Ehrfurcht zuzuschreiben war, mit der auch überwundene Feinde zu dem ehrwürdigen Haupt der deutschen Nation emporsehen.

Beschämt und erhoben zugleich sahen wir in dem greifen Kaiser die edelsten Züge deutscher Mannesart vereinigt. Er war uns in seiner Herzensgüte wie in seiner abgeklärten Weisheit ein Vater des Vaterlandes, in dem vollen Sinne, in dem wir den Vaternamen zu gebrauchen gewohnt sind. Im Hinblick auf ihn fühlten wir, die sonst so leicht Zwiespältigen, uns als Glieder einer großen Familie, die alle mit gleich inniger Verehrung an dem vielgeliebten Familienoberhaupt unsres Volkes hingen.

Darum ging auch, als am 9. März des folgenden Jahres Kaiser Wilhelm die Augen zum letzten Schlummer schloß, ein Schmerz durch unsere Seelen, als sei uns das Teuerste vom Herzen gerissen, als sei ein Stück unsres eignen Lebens geschwunden.

So war es ja auch: wer als voll empfindender Deutscher mit ihm und unter ihm gelebt hatte, dem war das eigne Leben, wie auch immer es äußerlich gestaltet war, mit dem Licht und der Wärme erfüllt gewesen, die Kaiser Wilhelm in das Leben seines Volkes ausgeströmt hatte.

Seit jenen Wochen der tiefsten Nationaltrauer haben wir mancherlei Anlaß gehabt, der großen Ereignisse, die Kaiser Wilhelm auf die Höhe seiner weltgeschichtlichen Stellung geführt haben, in gehobener Feststimmung zu gedenken und uns zu erinnern, welche Fülle von geistigen und sittlichen Kräften in opferfreudigster Hingabe so Großes und Gewaltiges menschlich möglich gemacht hat, und es ist, als ob Kaiser Wilhelm selbst in der Bescheidenheit seines Sinnes und in der Demut seines Herzens uns immer wieder mahnte, nächst dem allmächtigen Lenker der Geschicke der Völker und der einzelnen all denen unsre Dankeschuld abzutragen, die unter und mit ihm des neuen Deutschen Reiches Macht und Größe siegreich begründet haben.

Heute aber, an seinem hundertjährigen Geburtstag, wenden sich unsere Empfindungen und Gedanken wieder un-

geteilt ihm zu, nunmehr als einer der hehren Gestalten, die, unsern leiblichen Augen für immer entrückt, in unsern Seelen fortleben, deren läuternder und erhebender Einwirkung auf unser eigenes geistiges Leben wir uns öffnen sollen, indem wir uns die großen Grundzüge ihres irdischen Daseins und die sittlichen Mächte, die es bestimmt haben, zu vergegenwärtigen und in den Kern ihrer Persönlichkeit einzubringen suchen.

Bei Kaiser Wilhelm dem Ersten wird uns dies leichter als bei anderen Größen der Geschichte. Seine Größe zeigt sich vor allem in der Einfachheit und Einheit seines Wesens.

Fast ein Jahrhundert umspannend, ist sein Leben voll der tiefsten Gegensätze; aber diese Gegensätze liegen nicht innerhalb seiner Natur, sondern in den Ereignissen, die an ihn herantraten, deren Wechsel gegenüber er immer gleich tief empfindend, gleich klar denkend, gleich kräftig wollend stets derselbe blieb. In ihm war nichts Rätselhaftes; sein Tun und Lassen war so wenig unverständlich als unberechenbar.

Auch nach seinem Ursprung ist dieser Charakter so verständlich wie kaum ein zweiter. Es ist der Sohn Friedrich Wilhelms des Dritten und der Königin Luise, den wir in ihm verehren.

Wenn jemand unternähme, das Beste und Tiefste und zugleich allen Verständlichste, was deutsche Männer und Frauen in großer Zeit gesagt und geschrieben haben, auszuwählen und zu einem Lebensbuch für unser Volk, zu einer ursprünglich deutschen heiligen Schrift zusammenzufügen, so würde er an dem herrlichen Briefe nicht vorübergehen dürfen, den die Königin Luise im Frühjahr 1808 an ihren Vater schrieb. Auf dem ersten Hintergrund der würdevollsten Betrachtung der Weltgeschichte, die sie, so augenscheinlich ihr auch die damalige Lage Preußens und Deutschlands widersprach, doch nur im Zusammenhang einer sittlichen

Weltordnung zu verstehen vermag, hebt sich in diesem Briefe das sonnige Bild echt deutschen Familienglücks herzerquickend ab. Nachdem die Königin den Vater in das Glück ihrer Ehe mit dem besten Manne, wie sie den König immer wieder nennt, tiefe Blicke hat tun lassen, schildert sie ihre Kinder, eins nach dem andern, nach ihrer Eigenart. Am längsten verweilt sie bei dem Kronprinzen, dem nachherigen König Friedrich Wilhelm IV., dessen reichbegabte, geistprühende und hochgerichtete Natur sie entzückt. Ihren zweiten Sohn charakterisiert sie mit wenigen, aber bedeutungsvollen Worten: „Unser Sohn Wilhelm wird, wenn mich nicht alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig“.

In der That zeigt Kaiser Wilhelms Wesen, wie es uns vor Augen steht, die größte Ähnlichkeit mit dem Wesen Friedrich Wilhelms des Dritten, mit dessen frommer Rechtsschaffenheit, Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, mit der Tiefe und Reinheit seines Gemüths, mit seiner ernstestrenge Pflichttreue, die, verbunden mit klarem und richtigem Urtheil und einem glücklichen Verständniß für die Mächte der Wirklichkeit, nur nach ernstester und gründlichster Erwägung handelte und immer und überall nur der Stimme des Gewissens folgte. Wenn aber in dem Vater ein edler Kern unter mannigfachem Druck sich nicht fröhlich und frei hätte entwickeln können, durfte der ihm wesensverwandteste unter seinen Söhnen als Knabe die beste geistige Lebensluft atmen, indem er in dem Schoße der Familie wuchs und gedieh, deren Glück die Königin Luise in jenem Briefe so dankersüß schildert. Da lebten und webten im Gegensatz zu dem Hofe Friedrich Wilhelms II. Freude und Segen stiftend alle guten Geister eines sittenreinen Hauses. Über einem wachsenden Geschwisterkreise waltete der wortfarge und doch so liebevolle Ernst des Vaters, aufs innigste verbunden mit der heiteren Anmuth der Mutter, beide in richtiger Schätzung der Güter des Lebens allem eitlen Prunk abhold und den Gegenständen ihrer

Elternliebe das Verpflichtende ihrer hohen Geburt durch das Beispiel ihrer eigenen aufrichtigen Herzensfrömmigkeit und anspruchslosen Menschenfreundlichkeit vor Augen stellend und ihren elterlichen Einfluß durch sorgfältige Wahl der Lehrer und Erzieher glücklich ergänzend.

So konnte sich des Prinzen Wilhelm angeborene Eigenart unter hellem Sonnenschein naturgemäß entwickeln; um so tiefer aber mußten dann auch die Ereignisse auf ihn einwirken, die zuerst und wohl auch am mächtigsten die Richtung bestimmt haben, in der diese Eigenart sich zu weltgeschichtlicher Bedeutung auswachsen sollte. Die ganze Größe des Unglücks, das im Oktober des Jahres 1806 über Preußen hereinbrach, konnte der damals neunjährige Prinz Wilhelm noch nicht erfassen, aber auf sein zart empfindendes Gemüt wirkte es mit der ganzen Macht des Mitgeföhls eines liebevollen Sohnes mit dem Schmerz geliebter Eltern. Unausrottbar mußte der Eindruck sein jenes Wiedersehens der Mutter mit den Söhnen nach der Schlacht bei Jena, dort in dem Schlosse zu Schwedt, wohin sie in Sicherheit gebracht waren, und vor allem jener entsetzlichen Flucht der königlichen Familie aus Königsberg im Anfang Januar des Jahres 1807, da die todkranke Königin bei der heftigsten Kälte, bei dem fürchterlichsten Sturm und Schneegestöber in den Wagen getragen und 20 Meilen weit über die Kurische Nehrung nach Memel transportiert wurde. „Wir brachten“, so schreibt der treue Leibarzt Dr. Hufeland, „3 Tage und 3 Nächte, die Tage teils in den Sturmwellen des Meeres, teils im Eise fahrend, die Nächte in den elendesten Nachtquartieren zu. Die erste Nacht lag die Königin in einer Stube, wo die Fenster zerbrochen waren und der Schnee ihr auf das Bett geweht wurde, ohne erquickende Nahrung. So hat noch keine Königin die Not empfunden! Ich dabei in der ständigen Besorgnis, daß sie ein Schlagfluß treffen möchte“. „Und dennoch“, fährt Hufeland bewundernd fort, „erhielt sie ihren

Mut, ihr himmlisches Vertrauen auf Gott aufrecht, und er belebte uns alle“.

Das war die Wirkung, die die heldenmütige, Anmut und Würde so wunderbar verbindende Königin Luise in jener Zeit nicht bloß auf ihre nächste Umgebung, sondern auf die weitesten Kreise ihres Volkes ausübte, und es war ein Schlag, den das ganze Volk tief empfand, als sie am 19. Juli 1810 in der Blüte ihrer Jahre aus dieser Welt schied, um hinfort in verkürzter Gestalt im Reiche der Geister die Erhebung wider den selbstfüchtigen Eroberer vorbereiten zu helfen, dem gegenüber sie die Ehre ihres Staates so würdevoll behauptet hatte. Was aber in der Seele des dreizehnjährigen Prinzen Wilhelm vorgegangen ist, als er am Sterbebett der Mutter niederkniete, hat er ebensowenig enthüllt wie was er empfand, als er genau 60 Jahre später, am 19. Juli 1870, nachdem er in seiner Thronrede an den außerordentlichen Reichstag des Norddeutschen Bundes zum erstenmal im Namen der ganzen Nation gesprochen hatte, während Graf Bismarck in der ersten Sitzung des Reichstags unter stürmischer Begeisterung die französische Kriegserklärung mitteilte, in aller Stille im Mausoleum in Charlottenburg bei den Grabdenkmälern seiner Eltern weilte; aber das wissen wir, daß kaum ein zweites Mal der Segen sittlicher Hoheit der Eltern auf einem dankbaren Sohne so sichtbar geruht hat wie auf Kaiser Wilhelm dem Ersten, in dessen Leben uns das vierte Gebot samt seiner Verheißung in seltenem Maße erfüllt erscheint.

Mit seiner Liebe zu Vater und Mutter ist seit jener Zeit der Not Liebe zum Vaterland untrennbar verbunden geblieben. An eben jenem 19. Juli 1870 hat er das Eisene Kreuz erneuert, das sein Vater am Geburtstag der Königin am 10. März 1813 gestiftet und 1814, wieder an ihrem Geburtstag, ihm verliehen hatte.

Der geliebte Vater hatte ihm das Bild eines Königs vor Augen gestellt und seiner Erinnerung tief eingepägt, der,

nach gewissenhaftester Vorbereitung, eins mit seinem Volk, alles freudig aufs Spiel setzte, um die Selbständigkeit und Freiheit des Vaterlandes zu erkämpfen. An seiner Seite hatte er den Feldzug in Frankreich mitmachen dürfen und unter seinen Augen die Feuertaufe empfangen. Hinter ihm, dem Kaiser von Rußland und dem österreichischen Feldmarschall Fürsten von Schwarzenberg ritt er mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm und seinem Vetter Friedrich von Preußen am 31. März 1814 in Paris ein, gewiß die Seele geschwellt von hohen Gefühlen für Vater und Vaterland.

Wenn wir von Kaiser Wilhelm nur die Geschichte seines Lebens bis zu diesem Einzug in Paris und dann wieder von seinem Regierungsantritte an kennen, würden wir uns sein innerstes Wesen, wie es uns in dieser letzten großen Periode entgegentritt, schon aus den Tatsachen jenes ersten Lebensabschnittes ausreichend erklären können. Nun aber haben wir eine unschätzbare Urkunde über sein inneres Leben aus dem folgenden Jahre, das Glaubensbekenntnis und die Lebensgrundsätze, die er vor seiner Einsegnung am 8. Juni 1815 aufgezeichnet hat. Zeigt schon das Glaubensbekenntnis ganz die Grundzüge seiner schlichten, wahrhaftigen, klaren, wahren Denk- und Empfindungsweise, so sind die Lebensgrundsätze noch weit unmittelbarere Äußerungen seines inneren Lebens. Sie stellen sich uns dar als das anspruchslöse Lebensprogramm eines jungen Christen, dessen Glaube ihn mit dankbarer Demut zugleich und mit unerschütterlichem Vertrauen erfüllt, ihn stark und zu selbstloser Menschenliebe bereit macht, der jeden Tag mit dem Andenken an Gott und seine Pflichten beginnen und jeden Abend sich über die Anwendung des verflossenen Tages sorgfältig prüfen will, eines königlichen Prinzen, der nicht glaubt, daß er selbst einmal den Thron seiner Väter besteigen werde, der aber weiß, daß ihm die königliche Abstammung die Meidung aller erniedrigenden Lüste und ein tatenerfülltes Leben zu doppelt

ernster Pflicht macht, der alle Schmeichler von sich weisen und die für seine wahren Freunde halten will, die ihm die Wahrheit sagen, wo sie ihm mißfallen könnte, der sich gelobt, seinem königlichen Vater zur Freude zu leben und seinen Befehlen den pünktlichsten Gehorsam zu leisten, darum auch den Gesetzen und der Verfassung des Staates sich in allen Stücken zu unterwerfen, und den Tugenden der vollendeten Mutter eingedenk zu bleiben, das Andenken der Verklärten stets in einem gerührten und dankbaren Herzen wohnen zu lassen, eines reinen Jünglings, der entschlossen ist, was ihm an Kräften Geistes und Körpers verliehen, allen Versuchungen gegenüber zu wahren und mit allen Mitteln, die sich ihm dafür bieten, zu mehren und für den Dienst des Vaterlandes bereit zu halten.

Es war dem Kaiser Wilhelm beschieden, mit der ihm eigenen Treue, was er als achtzehnjähriger Prinz gelobt, in beinahe vollen drei Vierteljahrhunderten in reichem Maße zu erfüllen.

Immer ist ihm der stille Verkehr mit seinem Gotte die Quelle der Demut zugleich und des Mutes gewesen, der Klarheit und der Kraft wie zu der Erfüllung der Pflichten des Tages, so zu allen hohen, verantwortungsvollen Entschlüssen, und seinem menschenfreundlichen Herzen entsprangen eine Fülle von Erweisungen opferfreudiger Hilfsbereitschaft und zartestes, rücksichtsvollstes Verhalten gegen hoch und niedrig, gegen den genialen Leiter seiner Politik, dem er wie ein Freund dem Freunde begegnete, wie gegen den bescheidensten Kammerdiener, gegen seine Heerführer wie gegen den gemeinen Soldaten und gegen jedermann im Volke, und jene bei ihm so selbstverständliche Großmut des Siegers gegen den Besiegten.

Von dem Gehorsam des Sohnes legt das schönste Zeugnis ab, wie er dem Verbot, das die Sorge für den Fortbestand der Dynastie dem Herzen des Vaters abgerungen,

die reinste und edelste Herzensneigung zum Opfer brachte. Der Brief, worin der Prinz seinem Vater seinen schweren Entschluß kundgibt, der Verbindung mit der Prinzessin Elise von Radziwill, die, wenn eine, des Sohnes der Königin Luise würdig war, zu entsagen, gehört zu den Vermächtnissen, die das deutsche Volk heilig halten wird, solange es noch wahre, schlichte Herzensgröße zu würdigen versteht. In jener einfachen, kunstlosen und doch so tief zur Seele dringenden Sprache, die ihm natürlich war, schüttete der Sohn dem Vater sein Herz aus. Er versprach, das Vertrauen des Königs zu rechtfertigen durch Bekämpfung seines tiefen Schmerzes, durch Standhaftigkeit im Unabänderlichen, und bat um Gottes Beistand, daß er ihn nicht verlasse in dieser schweren Prüfung. Dem teuren Vater aber solle sein Herz jetzt inniger denn je angehören, denn dessen väterliche Liebe sei nie größer gewesen als in der Art der schweren Entscheidung. General von Witzleben, der sie überbracht hatte, bemerkte in seinem Tagebuche: „Welch ein Sohn! Welch ein Vater!“ Heinrich von Treitschke aber schließt seine Darstellung dieser Herzensgeschichte mit den schönen Worten: „Also erzog eine unerforschlich weise Waltung der Nation ihren Helden und lehrte den gehorchen und entsagen, der einst Deutschland beherrschen sollte.“

Wie sich der reine Jüngling gelobt, erhielten und mehrten ihm ernste Selbstzucht, strenge Maßhaltung auch in erlaubten Genüssen und Treue der Pflichterfüllung die Kraft Leibes und der Seele und machten, daß er in einem Alter, in dem andere Sterbliche schon daran denken, ihre Lebensarbeit abzuschließen, den Thron mit Jugendfrische besteigen und mit einer Ausdauer innehalten konnte, die dem fast einundneunzigjährigen Greis auf dem Sterbebett die Worte in den Mund gab: „Ich habe keine Zeit müde zu sein.“

Einer der Lebensgrundsätze hatte gelautet: „Den Pflichten des Dienstes will ich mit großer Pünktlichkeit nachkommen

und meine Untergebenen zwar mit Ernst zu ihrer Schuldigkeit anhalten, aber ihnen auch mit freundlicher Güte begegnen.“ Hier sprach — Prinz Wilhelm war, als er eingesegnet wurde, bereits Major — ein Offizier, der, so jung er war, doch seinen militärischen Beruf mit tiefem Ernst erfaßt hatte. Hier liegt der Zusammenhang zutage zwischen seinem Lebensprogramm und seinem Lebenswerk, zwischen seinen Gelöbnissen und den weltgeschichtlichen Taten, die ihm aufgegeben werden sollten. Nach seiner Thronbesteigung hat König Wilhelm im Hinblick auf seines und seines heimgegangenen Bruders Jugend zu seinen Generalen gesagt:

„Nie hätte ich geglaubt, daß die Vorsehung mich zu diesem schweren Amte berufen, nie habe ich daran gedacht, daß ich meinen teuren Bruder überleben würde. Ich war in der Jugend so viel schwächer als er, daß nach den Gesetzen der Natur meine Nachfolge auf dem Throne unserer Ahnen außer aller Berechnung lag. Darum hatte ich auch stets meine Lebensaufgabe nur im Dienste der Armee erkannt; darum habe ich mich diesem Dienste mit voller Liebe und Ausdauer hingegeben und glaubte so am besten die Pflichten eines preußischen Prinzen gegen seinen König und sein Vaterland zu erfüllen.“

In diesem Dienste ist Prinz Wilhelm geworden, was er werden sollte, der große Organisator der preußisch-deutschen Heeresmacht, des unvergleichlichen Werkzeugs für die siegreiche Aufrichtung des neuen Deutschen Reiches; als Offizier hat er auch mit der Fähigkeit und Gewöhnung, die Dinge zu sehen, wie sie sind; ohne den Überblick über das Ganze zu verlieren, doch immer nächstliegende, klar bestimmte und begrenzte Aufgaben ernsthaft ins Auge zu fassen und pünktlich und entschlossen zu erledigen; wie die eigene Kraft, so auch die Kräfte der ihm Unterstellten stets gesammelt und dienstbereit zu halten, die persönlichen Voraussetzungen für die Leitung der preußischen und deutschen Angelegenheiten als König und Kaiser erworben, die seinem ungleich glänzender begabten, aber unsoldatischen Bruder versagt geblieben sind.

Das war es, wovon General von Ragmer ein deutliches Gefühl hatte, als er, gewiß in der stillen Hoffnung, daß der Prinz von Preußen die soeben im badischen Feldzug neu bewiesenen militärischen Tugenden auch als König werde bewähren können, im Jahre 1849 an ihn schrieb:

„Schon früher habe ich mir öfters erlaubt, Eure Königlichen Hoheit zu sagen, Sie würden dem Könige ein anderer Prinz Heinrich werden. Sie sind es geworden. Immer war ich der Überzeugung, daß der Staat von Ihnen Großes zu erwarten habe und daß Sie die Heldenlaufbahn Ihres großen Ahnen ruhmvoll betreten würden. So dachte ich schon in Memel im Jahre 1807, als Sie bei der Leibkompagnie, die ich damals die Ehre hatte zu kommandieren, Ihre militärische Laufbahn begannen; so dachte ich, als ich im Jahre 1814 Ihnen auf den Schlachtfeldern in Frankreich zur Seite stand, und immer mehr befestigte sich bei mir diese Überzeugung, nachdem ich so oft Gelegenheit hatte, Eure Königliche Hoheit bei wichtigen und gefährlichen Ereignissen stets edel und unerfrocken handeln zu sehen. Wohl dem Vaterlande, das eine so freudige Zukunft erwarten darf!“

Seit Prinz Wilhelm in Paris, wo er am 13. Juli 1815, diesmal als Führer eines Bataillons, zum zweitenmal als Sieger eingezogen war, an einer Brustfellentzündung erkrankt, aber glücklich genesen war, entwickelte er sich, nun auch einer festen Gesundheit froh, in dem Vierteljahrhundert, da der preußische Staat unter König Friedrich Wilhelm III., ohne viel Geräusch und viel verkannt, innerlich erstarkte, von einer Stufe militärischer Ehren und Aufgaben zur andern, bis zu dem Kommando des Gardekorps und der Generalinspektion des VII. und VIII. Armeekorps aufsteigend, zu dem gründlichen und scharfblickenden Kenner des preußischen Heerwesens und zu einem militärischen Fachmann ersten Ranges, der sein Fach in allen seinen Verzweigungen und Zusammenhängen theoretisch und praktisch völlig beherrschte.

Es blieb ihm schon damals der Unterschied nicht verborgen, der zwischen einem „ausgeerzierten Rekruten“ und einem „erzogenen Soldaten“ besteht. Er beklagte die Spar-

samkeit, die verschuldete, daß die allgemeine Wehrpflicht weitaus nicht in dem Umfange zur Ausführung kam, die der Bevölkerungszahl des Staates entsprochen hätte, daß auch die eingestellten Mannschaften nicht lange genug bei den Fahnen gehalten und die aus den Einjährig-Freiwilligen genommenen Landwehroffiziere nicht oft genug zu erneuten Übungen herangezogen wurden. Auf Grund der Erfahrungen, die er bei der durch die französische Julirevolution veranlaßten Mobilmachung gemacht hatte, drang er in einer Denkschrift vom 10. Oktober 1832 „auf Wiederherstellung der dreijährigen Dienstzeit, auf Führung der Landwehr durch Linienoffiziere und zeitweise Veretzung ungeübter Landwehroffiziere in die Linie“, alles in dem klaren Bewußtsein, daß Preußen um der hohen Aufgaben willen, die ihm im eigenen Lebensinteresse und für ganz Deutschland zu lösen geblieben waren, ein wohlgeschultes, von einem tüchtigen Offizierkorps geleitetes, schlagfertiges Volksheer nicht entbehren konnte. Diese Forderungen blieben unter Friedrich Wilhelm III. und IV. unerfüllt; der kommandierende General mußte erst die Zügel der Regierung Preußens in die Hand bekommen haben, ehe das preussische Heer, in seinem Sinne reorganisiert, zu den höchsten Leistungen befähigt werden konnte.

Dennoch wäre, wenn eine große Stunde das Heer zum Kampfe gerufen hätte, Prinz Wilhelm der letzte gewesen, der es dazu zu schwach erachtet hätte. Eine solche Stunde schien geschlagen zu haben, als im Jahre 1840, bald nachdem Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestiegen, aus Frankreich herüber der Ruf: „An den Rhein! an den Rhein!“ ertönte und nun der deutsche Volksgeist von 1813 in erneutem Zorn sich erhob und in Beckers Lied: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein, ob sie wie gier'ge Raben sich heißer danach schrei'n!“ wie ein Menschenalter später die Wacht am Rhein zum brausenden Ausdruck opferfreudigster nationaler Entschlossenheit wurde.

Prinz Wilhelm war mit all den tapferen Männern des preussischen Heeres, die seit Jahren, wie Treitschke sich ausdrückt, den dritten punischen Krieg für unvermeidlich hielten, in der Meinung einig, daß die rechte Zeit zum Schlagen gekommen sei. Er lebte und webte in dem Gedanken des rheinischen Feldzugs. Er schrieb sich das Rheinlied eigenhändig ab, und unter die Schlußworte:

Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein,
Bis seine Flut begraben des letzten Manns Gebein!

setzte er jenen kühnen Federzug, der späterhin aus der Namensunterschrift des Sedanfiegers der weiten Welt bekannt werden sollte. Er besaß auf seinem Schlosse Babelsberg ein noch vorhandenes Service, dessen sämtliche Stücke die beiden ersten Verse des Becker'schen Liedes zeigen, und die Behauptung ist unbestritten geblieben, daß eine Nachdichtung dieses Liedes, die in der Mitte der 70er Jahre durch eine Berliner Zeitung veröffentlicht wurde, den Prinzen Wilhelm zum Verfasser habe. Sie schließt mit den Strophen:

Du Volk aus den Vogesen und dem Ardennerwald,
Wir wollen dich erlösen von fremder Truggewalt.
Dann mußt auch du vernehmen den deutschen Bundesruf
Und dich der Knechtschaft schämen, die welsche Art dir schuf.
Und solltest du dich sträuben und fühlst die Knechtschaft nicht,
So wollen wir dich treiben zu deiner Kindespflicht,
Damit einst deine Kinder doch mögen Deutsche sein
Und sich der Überwinder von ihren Vätern freun.
So wollen wir ihn haben, den alten deutschen Rhein;
Dann erst wird ganz begraben die Schmach der Deutschen sein.

Dies Soldatenlied würde das einzige poetische Erzeugnis Kaiser Wilhelms sein, von dem eine Kunde in die Öffentlichkeit gedrungen wäre. Seine Natur war zum Dichten und Weissagen nicht gemacht; aber in der Blüte der Mannesjahre könnte er doch von den Flügeln nationaler Begeisterung aus den Schranken seiner Natur hinausgehoben worden sein, und sicher hat ihn sein klarer Blick für das, was der Sicher-

heit Deutschlands not tat, schon damals die Notwendigkeit einer Rückeroberung Elsaß-Lothringens erkennen lassen, die in jener Zeit Oberst Moltke in einem Aufsatze über die westliche Grenze Deutschlands beredt erörterte. Doch auch diese Rückeroberung sollte dem König Wilhelm vorbehalten bleiben, und es sollten erst alle militärischen und politischen Vorbedingungen erfüllt werden, ehe er diese dem sinkenden und gesunkenen alten deutschen Reich verloren gegangenen Westländer als Kaiser eines jungkräftigen neuen deutschen Reichs heimbringen konnte.

21 Jahre ist er als Prinz von Preußen der erste Untertan seines Bruders gewesen, und 17 Jahre hindurch hat er ihm als sein erster Diener treuen Gehorsam geleistet. Zu verschieden waren die beiden Brüder, als daß sich nicht oft ein tiefer Zwiespalt des Denkens und Willens zwischen ihnen hätte auf tun sollen. Dann tat der jüngere stets, was ein treuer Untertan und Diener tun soll. Er trat dem Bruder mit männlichem Freimuth entgegen; aber nur solange der König noch beriet, war der Prinz sein Gegner. Über den Moment der Entscheidung hinaus Opposition zu machen, dazu war er zu sehr der Mann des Gehorsams und der Pflicht, zu sehr auch der praktische Kopf, der beweglich genug war, um immer mit den Tatsachen zu rechnen.

Als der König mit dem Gedanken umging, die Stände-landtage der einzelnen Provinzen als Vereinigten Landtag mit erweiterten Befugnissen zusammenzuberufen, widerstand der Prinz diesem Gedanken aufs nachdrücklichste, weil er von dem damaligen militärfeindlichen Liberalismus einen Sturm- lauf wider die Armee, die Säule der Monarchie, die Hoffnung Preußens und Deutschlands, besorgte; aber nachdem am 3. Februar 1847 das Patent erlassen worden war, wodurch der Vereinigte Landtag berufen wurde, schrieb er, einen Monat später, an seinen Bruder, den Prinzen Karl: „Daß die ruhige Zeit für Preußen dahin ist, wird kaum jemand be-

zweifeln; hätte ich es nicht gewußt, so würde ich nicht so heftig opponiert haben. Jetzt ist es alles anders, und eines jeden Preußen Pflicht ist es, dem Gouvernement mit allen Kräften beizustehen und nicht ihm entgegenzutreten.“

In dem Staate der allgemeinen Wehrpflicht, dessen Volk in großer Zeit durch unvergeßliche Ruhmestaten gezeigt hatte, daß es für das Vaterland alles daran geben konnte, in dem Staate der Hohenzollern, bei denen der Gedanke erblich war, daß das Staatsoberhaupt der erste Diener des Staates sei, in diesem Staate konnte erwartet werden, daß Krone und Volk, durch das gleiche politische Pflichtgefühl verbunden, auch auf dem Boden einer Verfassung einträchtig und vertrauensvoll zum Wohl des Staates zusammenwirken würden. Je kräftiger aber in dem Prinzen von Preußen das Hohenzollernsche Pflichtgefühl entwickelt war, um so rückhaltloser konnte er, nachdem er sich einmal auf den Boden der konstitutionellen Monarchie gestellt hatte, jeder Schmälerung der Rechte der Krone entgentreten, die ihr die Erfüllung ihrer Aufgaben unmöglich gemacht oder doch zum Schaden des Ganzen erschwert hätte. Es sollte lange dauern, bis die Entschiedenheit und die ritterliche Offenheit, mit der er dies als Mitglied der Herrenkurie des Vereinigten Landtags und später immer getan hat, von seinem Volke verstanden wurde.

Die Stürme, die er vorausgesehen, brachen herein, und es sollten Jahrzehnte vergehen, ehe das Palais des Prinzen von Preußen, das am 20. März 1848 vor der Zerstörung durch einen wütenden Volkshaufen nur dadurch hatte gerettet werden können, daß es als Nationaleigentum bezeichnet wurde, — ehe dieses Palais, fast möchte man es sagen, zu einem Nationalheiligtum geworden war, zu dem Millionen wallfahrteten, um den geliebtesten König und Kaiser jubelnd zu begrüßen. Des Prinzen von Preußen Vertrauen zu dem zuletzt doch monarchisch gesinnten preußischen Volke mußte noch ebenso schwere Proben bestehen wie sein Gehorsam gegen

den König, der in entscheidungsvollen Stunden die Würde der Krone und die Ehre des Heeres zu vergessen vermocht hat. Der 1870 als Führer des größten deutschen Volksheeres aller Zeiten dem Südwesten Deutschlands ein festes Bollwerk wider den alten Feind jenseit der Vogesen erobern sollte, er mußte 1849 in dem ersten von ihm geleiteten Feldzug eben diesen Landen Ordnung und Ruhe gegen irregeleitete Volksgenossen erkämpfen. Alle Versuche, die deutsche Bundesverfassung neu zu gestalten und Preußen die ihm zukommende Stellung in Deutschland zu verschaffen, mußten erst ebenso scheitern wie der Versuch, die zu großen Taten berufene preußische Monarchie durch Rückwärtsbewegungen zu befestigen, ehe ein preußischer König dem Wunsche aller deutschen Fürsten und freien Städte und der Vertretungen des deutschen Volkes nachgebend als siegreichster Heerführer Deutschlands zu der gern getragenen Würde auch die Würde eines neuen deutschen Kaisertums für sich und sein Haus übernehmen konnte.

Seit die Liebblingstochter Karl Augusts von Weimar, in deren Preise geisteskundige Männer wie Wilhelm von Humboldt und Goethe einig gewesen sind, am 11. Juni 1829 des Prinzen Wilhelm Gemahlin geworden war und ihm zwei Jahre später, am Erinnerungstag der Schlacht von Leipzig und vorher jenes Wiedersehens der Königin Luise mit ihren Söhnen in Schwedt, einen Sohn geboren hatte, während dem älteren Bruder Nachkommenschaft versagt blieb, hatten sich seine vaterländischen Hoffnungen und Wünsche für Preußen mit den Wünschen und Hoffnungen des Vaters für den Sohn ebenso unlöslich verknüpft wie schon immer mit seiner dankbaren Treue für die eigenen königlichen Eltern. Daß er selbst werde berufen werden, die Zügel der Regierung zu ergreifen, glaubte er nicht, und daß es unter Umständen geschehen sollte, die seinem Bruderherzen so wehe tun mußten, hätte er nie gewünscht. Der erste seiner „Abschiedsgrüße“,

dieser treuesten Abbilder seines Innenlebens, durch deren Veröffentlichung sein kaiserlicher Entel seinem Volke einen nicht genug zu dankenden Dienst getan hat, — der erste im Hinblick auf die Möglichkeit eines jähen Todes am 10. April 1857 niedergeschriebene Abschiedsgruß verrät den Gedanken an eine Thronbesteigung mit keiner Silbe; dagegen ist er erfüllt von herzlicher Liebe und Dankbarkeit wie gegen seine Eltern so auch gegen den König, der ihm Bruder und vertrauensvoller Freund sei, mit dem er schöne, aber auch schwere Zeiten gemeinsam durchlebt habe, durch die sie nur enger verbunden worden seien. Ein halbes Jahr später übertrug ihm der schwer erkrankte König seine Stellvertretung. Am 7. Oktober des folgenden Jahres ernannte er ihn zum Regenten, der in seinem Namen die königliche Gewalt in alleiniger Verantwortlichkeit gegen Gott nach bestem Wissen und Gewissen ausüben sollte, und als am 2. Januar 1861 Friedrich Wilhelm IV. von seinem Leiden durch den Tod erlöst wurde, bestieg König Wilhelm den Thron.

Er, der 60 Jahre hindurch im Dienen treu erfunden worden war, er sollte noch ein Menschenalter hindurch die gleiche Treue als Herrscher bewähren. Er tat es, indem er bis ans Ende nicht aufhörte, in einem höheren Sinne zu dienen. Keinen Augenblick hat ihn die wachsende Fülle der Macht, die er in seiner Hand hielt, zu einer Überhebung irgend einer Art zu verleiten vermocht. Stets ist er eingedenk gewesen, daß er für all sein Tun und Lassen einem höheren Willen verantwortlich sei, ohne je sich über die Richtung dieses höheren Willens durch Eitelkeit oder Selbstsucht täuschen zu lassen. Nicht eitle Prunksucht, die ihm so fern lag wie seinem Vater, und nicht Frömmelei und Scheinheiligkeit, denen er in jener schönen Ansprache vom 8. November 1858 an das von ihm als Regenten ernannte neue Staatsministerium so offen entgegengetreten war, haben ihn bewogen, gegen seine Neigung die feierliche Krönung, durch die König Friedrich I.

die erbliche Königswürde in dem Hohenzollernhause begründet hatte, in einer den veränderten staatlichen Einrichtungen entsprechenden Form zu erneuern. Der Entschluß zu dem Krönungsakt, den er an einem 18. Oktober in Königsberg, der Stadt, die ihm nicht bloß den Königsprung des 18. Januar 1701, sondern auch die von ihm selbst durchlebten Unglückszeiten von 1807 bis 1809 ins Gedächtnis rufen mußte, an geweihter Stätte vollzog, entsprang seinem festen Glauben an den gottgegebenen Beruf des preussischen Königshauses und der Demut, mit der er die eigene Berufung zur Königswürde betrachtete, zugleich freilich auch der Überzeugung, daß sein Beruf die Pflicht einschloß, von der Macht des preussischen Königtums nichts abbrechen zu lassen, sie vielmehr im Zusammenhang mit den neuen Formen des Staatslebens neu befestigt seinen Nachkommen zu vererben.

Wie er diese Macht in ihrem Verhältnis zu Deutschland auffaßte, hatte er schon als Prinzregent bei dem französisch-österreichischen Kriege im Jahre 1859 unzweideutig gezeigt: bereit, dem wohlverstandenen Gesamtinteresse Deutschlands alle Opfer zu bringen, wollte er doch dem tiefbegründeten Anspruch auf Leitung der nichtösterreichischen deutschen Streitkräfte nichts vergeben. Diesen Anspruch hielt er, wieder in dem Bewußtsein einer ihm durch die Geschichte Preußens und die territoriale Gestaltung, die ihm der Wiener Kongreß gegeben hatte, klar vorgezeichneten Pflicht, mit der Ruhe eines reinen Gewissens fest. Aber auch darüber hatte er schon als Prinzregent keinen Zweifel gelassen, daß er niemals auch nur einen Fuß breit deutschen Landes im Sonderinteresse Preußens abtreten würde, daß er mit den deutschen Bundesgenossen treu zusammenhalten wollte und hochherzig genug dachte, Österreich zu vergeben, daß es lieber eine schöne italienische Provinz preisgeben, als seine Führerrolle in Deutschland aufgeben wollte.

Nun aber war ihm die Erkenntnis, die er schon 1832

und nachher 1851 zu Papier gebracht hatte, durch die Erfahrungen, die er bei der Mobilmachung von 1859 hatte machen müssen, zu völliger Gewißheit geworden: das Werkzeug preussischer Macht, das Heer, bedurfte einer durchgreifenden Änderung seiner Verfassung, wenn es seiner Aufgabe gewachsen sein sollte. Hier auf dem Gebiete des eigenen tiefbegründeten und vielerproben sachmännischen Urteils gab es für ihn erst recht kein Schwanken. Es galt unverweilt zu tun, was Pflicht war, und so begann schon bei der Zurückführung der mobil gemachten Armeekorps in den Friedenszustand jene Reorganisation des preussischen Heerwesens, die er mit vollem Recht als eine in der gesetzlichen allgemeinen Wehrpflicht begründete, zweckmäßige, die älteren Wehrpflichtigen erleichternde und doch einer dauernden größeren Kriegsbereitschaft dienende, ja hierfür unerläßliche Maßregel bezeichnen durfte, die ihn aber in einen Streit über das Recht der Krone gegenüber dem Geldbewilligungsrecht des Landtages hineinführte, an dem er Jahre hindurch schwer zu tragen haben sollte.

Aber auch dieser Konflikt ist ihm zur Förderung des ihm aufgegebenen Lebenswerkes geworden. Er führte in einer entscheidungsvollen Stunde, als er mit dem Gedanken, die Krone niederzulegen, Ernst zu machen begonnen hatte, Otto von Bismarck an seine Seite, dessen Königstreue und geniale parlamentarische Redegewalt er bereits in der Herrenturie des Vereinigten Landtags kennen gelernt hatte, der inzwischen als preussischer Gesandter beim Bundestag, in Petersburg und in Paris die Voraussetzungen für die richtigste und erfolgreichste Führung der auswärtigen Politik Preußens gewonnen hatte.

Es war am 22. September 1862, als in dem Frieden des Schlosses Babelsberg in einem entscheidenden Gespräch zwischen dem König und ihm der unlösliche Bund geschlossen wurde zwischen schlichter Charaktergröße und genialer, an Mitteln und Wegen schier unerschöpflicher Staatskunst, tief-

gewurzelter Treue und kühn und gewaltig weiterschreitender Willenskraft. Bismarck, der dem König einfach erklärte, so etwas wie sein Rücktritt von der Regierung dürfe in Preußen nicht vorkommen, machte ihn damals nach seinem eigenen Ausspruch gesund; er gab ihn sich selbst und seinem königlichen Berufe zurück. Zu den sichersten Faktoren in den Berechnungen des Staatsmannes gehörte fortan die klar bestimmte Denkweise seines Königs; an ihr wollte und konnte er nicht rütteln. Nicht in der Seele des Königs, sondern in den politischen Verhältnissen, denen er sich gegenüber fand, mußte die überlegene Staatskunst des Ministers die Veränderungen herbeiführen, die dem König zur Pflicht machten, was ihm vorher wider das Gewissen gegangen war.

Es war das eigenste Werk des Königs, daß sich Preußen mit Österreich zur Befreiung von Schleswig-Holstein verbündete. Er wußte so gut wie sein Minister, daß Preußen sein gutes Recht auf die Führung Deutschlands früher oder später in einem Kriege gegen Österreich erkämpfen mußte; aber nie und nimmer hätte er nur um dieser Überzeugung willen zum Schwerte gegriffen. Und wenn er auch eben noch den so hinterlistigen wie schwächlichen Versuch Österreichs, durch den Fürstentag zu Frankfurt seine Stellung in Deutschland neu zu befestigen, durch seine entschiedene Weigerung, an dem Kongreß teilzunehmen, vereitelt hatte, so vergaß er doch dem Verbündeten von 1813, 1814 und 1815 auch diese neueste Kränkung. Aber gerade die gemeinsame Eroberung Schleswig-Holsteins durch die beiden Nebenbuhler wurde der Ursprung eines widernatürlichen Zustandes, dessen notwendige Lösung mit der Lösung der deutschen Frage zusammenfallen mußte. Bismarcks unvergleichliche Kunst, seine Gegner tatsächlich ins Unrecht zu setzen, zusammen mit der Verblendung aller, die, um Deutschlands Größe unbekümmert, Preußen klein zu machen wünschten, haben König Wilhelm zu Entschlüssen gebracht, die nur der Zwang seiner könig-

lichen Pflicht seiner Treue abringen konnte. So aber gewann der Kampf, den Preußen 1866 führte, die Wucht sittlicher Notwendigkeit, die Wucht, die vier Jahre später die französische Herausforderung dem Siegeslauf Alldeutschlands in Frankreich verlieh. So wurden die großen Kriege, auf die sich Preußens Macht- und Gebietserweiterung und die Rückeroberung Elsaß-Lothringens für ein neues Deutsches Reich gründen sollten, Gewissenstaten des selbstlosesten und friedliebendsten Herrschers, der an ihren Erfolgen selbst den größten Anteil hatte.

War doch die Stärke des preussischen Heeres eine Folge der Heeresreorganisation, die der Bescheidene wiederholt ganz ausdrücklich als sein Werk bezeichnet hat. War es doch sein Verdienst, daß die großen Aufgaben die rechten Männer an der rechten Stelle fanden. Er hatte schon als Vertreter des Königs Friedrich Wilhelm IV. den Mann an die Spitze des Großen Generalstabs berufen, der unter ihm die großen Kriege in Böhmen und Frankreich lenken und denken sollte. Und wer vermag zu ermessen, was es Heerführern und Soldaten bedeutete, daß der greise Heldenkönig selbst mit hinauszog in die Kriege, daß die besonnene Weisheit des erfahrensten Kenners des Heerwesens auf dem Kriegsschauplatz selbst die höchste Verantwortung übernahm, wo er an den Strapazen teilnehmend, auch die Gefahr nicht scheuend, bei seinen Kriegern durch sein bloßes Erscheinen auf dem Schlachtfeld und im Lazarett den Flammen begeisterter Hingebung immer neue Nahrung brachte?

Und wiederum: wer vermag zu sagen, wie viel seine Gerechtigkeit und Treue, seine Großmut gegen die Besiegten von 1866, die nun seine Kampfgenossen geworden waren, wieviel alle die Züge seines Wesens, die seine ganze Persönlichkeit so liebenswert und verehrungswürdig machten, dazu beigetragen haben, daß das unter den Waffen und in der Fremde begründete neue Kaisertum der Deutschen daheim

auch da, wo der Einheit Deutschlands Opfer gebracht waren, in den Gemütern so rasch und so tief Wurzeln schlug?

Noch 17 Jahre sollte die schlichte Größe des greisen Kaisers so auf sein Volk wirken und nach außen hin die weise Friedenspolitik seiner Regierung tragen und fördern.

Neben der militärischen Sicherung des Reichs durfte er nun auch, wie es seinem Vater in noch längeren Friedensjahren vergönnt war, andern Zweigen des öffentlichen Lebens königliche und kaiserliche Fürsorge zuwenden. In der Art, wie er dies tat, war er wieder ganz er selbst. Selbst Fachmann auf dem Gebiet der Militärwissenschaften, haßte er dilettantisches Vielregieren und hatte den Mut und die Weisheit, dem Rat der Fachmänner zu folgen, wo er nicht Fachmann war. So hat er auch solche Wissenschaften, zu denen ihn Bildungs- und Lebensgang in keine Beziehung gebracht hatte, wahrhaft gefördert. Was er aber in solchen Richtungen tat, trug alles denselben Stempel schlichter Pflichterfüllung, der seine ganze vor allem durch ihre Einfachheit große Herrschertüchtigkeit charakterisiert, und wo es sich um wichtige, folgenschwere Entschlüsse handelte, da hat er auch gewissenhaft nach dem solonischen Wort

Γηράσκω αἰεὶ πολλὰ διδασκόμενος

sich selbst ein festes Urteil zu bilden gesucht. Als die große Reform der Justizverfassung in Vorbereitung war, ließ er sich noch einen Kursus über Enzyklopädie der Rechtswissenschaft vortragen; „gewiß nicht“, sagte er, „um die Männer des Fachs zu meistern, aber um die Belehrung über etwaige Bedenken zu verstehen und um doch einen Begriff davon zu haben, was durch meine Unterschrift Gesetzeskraft erhalten soll“, und nach seinem Tode fand man unter seinen Papieren zahlreiche engbeschriebene Bogen, bedeckt mit Auszügen aus allen Abschnitten der ihm vorgelegten Entwürfe der Justizgesetze, wodurch er sich ihren Sinn und ihre Bedeutung klargemacht hatte.

Unter allen gesetzgeberischen Arbeiten seiner Regierung hat aber keine seinem eigensten Interesse näher gelegen als die Sozialgesetzgebung, die er mit seiner Botschaft an den Reichstag vom November 1881 einleitete. Hier war es ihm vergönnt, noch in hohem Alter dem Deutschen Reiche eine Richtung zu geben, in der er schon 1845 die „Vereine zum Wohle der arbeitenden Klasse“ zu fördern gesucht und in der die Gedanken und Empfindungen des Sohnes Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise sich von früher Jugend an bewegt hatten.

Nun hatte ja auch sein Volk ihm, dem solange nur von seinen Soldaten als Vater Geliebten, die ganze Innigkeit deutscher Liebe zugewendet. Das war ihm so recht offenbar geworden, als er am 11. Juni 1879 mit der Kaiserin Augusta, umgeben von Kindern und Enkeln, in denen allen der Geist Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise fortlebte, die goldene Hochzeit feierte. In frischer Erinnerung an die dies atri des vorangegangenen Jahres, da unser Volk durch den Frevelmut verirrter Söhne zweimal vor den Abgrund des entsetzlichsten Lebensendes seines geliebten Kaisers gestellt worden war, konnte es sich an jenem sonnigen Sunitage nicht genug tun, um ihm zu zeigen, mit welcher fast verwandtschaftlichen Liebe es ihn und seine hohe Gemahlin, die huldvolle Beschützerin so vieler Werke der Menschenfreundlichkeit und ehrwürdige Pflegerin alles Guten und Schönen, und sein ganzes Haus umschloß, und wie es sich freute, daß ihm darin soviel Heil widerfahren war.

Und dies Glück sollte sich noch steigern! Am 9. Mai 1882 konnte Kaiser Wilhelm, nachdem am 6. Mai unser jetziger Kronprinz geboren war, dem Magistrat von Berlin für seine Glückwünsche mit den Worten danken: „Die Teilnahme an der Geburt Meines Urenkels hat Mir besonders wohlgetan. Ich finde Mich durch dieses Mitgefühl um so angenehmer berührt, als Ich gern bezeuge, daß jenes Familien-

ereignis in der That Mein Herz mit ungewöhnlicher Freude, zugleich mit dem innigsten Danke gegen Gottes Gnade erfüllt, welche Mich einen unmittelbaren Thronerben in der vierten Generation hat erleben lassen“.

Doch noch einmal mußte er den Wechsel alles Irdischen erfahren. Der 90jährige Kaiser mußte die leider nur zu begründete Sorge um das teure Leben des geliebten Sohnes, des einst so jugendkräftigen Siegers von Wörth, mit ins Grab nehmen. Aber wir dürfen vertrauen, daß der vielerprobte Feldenkaiser, ehe er die Augen zum letzten Schlummer schloß, auch diesen Mißton in dem Einklang seines gottergebenen Sinnes hatte ausklingen lassen.

Nun ist er allem Wandel irdischer Dinge entrückt.

Nun soll er in einer neuen Daseinsform unter uns immer von neuem wieder aufleben.

Zumal heute soll der 22. März wieder einmal ein nationales Frühlingsfest sein.

Gott gebe, daß an diesem Tage da und dort gute Entschlüsse kräftig keimen, der Wahrung und Mehrung der Güter, die Kaiser Wilhelm uns erworben und hinterlassen hat, selbstlos zu dienen; daß das sichtbare Walten der Vorsehung in dem Leben dieses gottgesegneten Kaisers, der sich selbst nur als ihr Werkzeug hat begreifen können, dazu helfe, daß unser Volk in der schlichten Gottesfurcht, die ihn in seiner Weise so groß gemacht hat, zur Überwindung aller der sittlichen Gefahren erstarke, die es bedrohen!

Möchte auch der hier versammelten Jugend, der Kaiser Wilhelm schon soviel fremder ist als uns Älteren, diese Jahrhundertfeier zum Anlaß werden, sich in andächtige Betrachtung seines Lebens und Wesens zu vertiefen und seinem Vorbild nachzustreben!

Dieser Wunsch gilt vor allem auch Ihnen, meine lieben jungen Freunde, denen der 22. März 1897 der Tag Ihrer Entlassung aus dieser Schule geworden ist. Lassen Sie sich

dieses Zusammentreffen allezeit eine ernste Mahnung sein! Bleiben Sie wie Kaiser Wilhelm ihr Leben lang festgewurzelt in den Lebensgrundsätzen, zu denen Sie Haus, Schule und Kirche herangebildet haben! Schöpfen Sie wie er aus schlichter Frömmigkeit Mut in Gefahr und Not, Kraft zu allem Guten und Demut beim Gelingen! Werden Sie tüchtig, ein jeder in seinem Fach, und lernen Sie in treuer Pflichterfüllung den einzig wahren Wert des Lebens immer höher schätzen! Üben Sie einst den Beruf, den Sie sich erwählt haben, als einen Dienst aus, für den Sie nicht nur kurz-sichtigen Menschen Rechenschaft schuldig sind, und suchen Sie durch echte, ungeschminkte Menschenliebe Gott und den Menschen angenehm zu werden wie:

Kaiser Wilhelm der Erste!

Von der Selbstsucht und ihrem Gegenteil.

Entlassungsrede 1. April 1898.

Es ist eine weise Einrichtung unserer Schule, daß wir den Unterricht im Laufe eines Jahres wiederholt unterbrechen, um bei der Feier des Geburtstages unseres Landesherrn unsern Schülern die Liebe zum Heimatland zu mehrten, indem wir ihnen vor Augen stellen, was seine Fürsten und Bürger Schönes und Gutes und in seiner Art und in seinem Bereiche Großes hervorgebracht haben, an Kaisers Geburtstag ihnen das gliedliche Verhältnis unsres Heimatlandes zu dem deutschen Reiche zum Bewußtsein und die Großtaten unsres Kaisergeschlechts in Erinnerung zu bringen, sie am zweiten September auf die Zeit größter und siegreichster Anspannung der gesamten deutschen Wehrkraft unter gottgesegneter Kriegsleitung, am zehnten November auf die Geistesheroen hinzuweisen, zu denen mit Dank und mit ernstestem Selbñissen aufzublicken uns auch die glänzendsten äußern Erfolge nicht entwöhnen sollen.

Es spricht sich in dieser Einrichtung deutlich aus, daß unsre Schule ihr Leben und ihre Aufgabe mit der Gesamtentwicklung unsres Volkes in Zusammenhang weiß. Stärker aber kann ihr selbst dieser Zusammenhang nicht zum Bewußtsein kommen, als am Schluß eines jeden Schuljahres, wenn sie wieder eine Reihe ihrer Zöglinge als solche, an welchen sie ihr eigenes Werk zum Abschluß gebracht zu haben hoffen

darf, zur unmittelbaren Vorbereitung auf den erwählten Lebensberuf feierlich entläßt. So liegt mir auch heute nahe, die Entlassung unserer Abiturienten durch eine allgemeinere Betrachtung einzuleiten.

Als wir vor zwei Monaten den Geburtstag unseres Kaisers feierten, war es die Erinnerung an den vor einem Vierteljahrtausend abgeschlossenen Westfälischen Frieden, was den Inhalt unserer Schulfeier bestimmte. Wir erinnerten uns, wie vor und nach dem Friedensschluß, der die Unabhängigkeit der deutschen Landesfürsten von der Reichsgewalt anerkannte, der große Kurfürst die staatliche Macht begründet hat, die berufen war, durch den genialen Staatsmann, der heute seinen 83. Geburtstag feiert, die alte Sehnsucht nach einem neuen deutschen Reich endlich zu erfüllen.

Aber der westfälische Friede hat noch eine andere Bedeutung gehabt: er hat die politische Grundlage geschaffen auch für das deutsch=protestantische Geistesleben, das sich, nachdem der Zustand der Erschöpfung überwunden war, so wurzelecht, so mannigfaltig und so kräftig entwickelt, uns das Hochgefühl, in Wissenschaft und schöner Literatur an der Spitze der Völker zu stehen, geschenkt und die Erhebung unseres Volkes in den Befreiungskriegen innerlich vorbereitet, zuletzt auch die Errichtung eines nicht mehr römischen Kaisertums deutscher Nation möglich gemacht hat.

Es ist uns in der letzten Zeit bei der neu belebten Erinnerung an das Wirken Herzog Ernst des Frommen an dem hervorragendsten Beispiel wieder recht deutlich zum Bewußtsein gekommen, von welchem Segen die durch den Frieden sicher gestellte Selbstherrlichkeit evangelischer Territorien weit über deren Grenzen hinaus gewesen ist. Indem aber derselbe Friede bestimmte, daß überall der Landesherr seinen andersgläubigen Untertanen, wenn sie sich nicht zur Auswanderung entschließen, Duldung gewähren

sollte, hat er unter der Nachwirkung der Stimmung, die die vorangegangenen entseßlichen Kämpfe um die Religion notwendig hatten erzeugen müssen, der Toleranz in religiösen Dingen zur Entwicklung geholfen, unter deren Schutz sich das deutsche Volk in seinen geistigen Führern zur Mündigkeit in Glaubenssachen hat ausgewachsen und das Christentum in geistigem Ringen mit mancherlei freigegebenen Anfeindungen die Unzerstörbarkeit seines religiös-sittlichen Lebenskerns immer von neuem hat bewähren können. Aber es würde heißen, das Auge vor offenkundigen Tatsachen verschließen, wollten wir verkennen, daß es in dem Bereiche der schwer errungenen Geistesfreiheit nicht an verhängnisvollen Verirrungen fehlt, und daß wir weit entfernt sind, in freier Übereinstimmung über die religiös-sittlichen Grundlagen des Volkslebens die unerläßliche innere Voraussetzung für die Festigkeit unseres Reiches schon zu besitzen.

In den Zeiten, da wir uns nach politischer Einigung sehnten und deren wesentlichstes Hindernis in dem Gegensatz zwischen Österreich und Preußen erblickten, da haben, die durch die Bildungswelt des Gymnasiums hindurchgegangen waren, gern warnend an den Zwiespalt von Athen und Sparta erinnert, der den frühen Untergang der politischen Bedeutung des Griechentums verschuldet habe. Nun wir der äußerlich festgegründeten Macht des neuen deutschen Reiches froh sind, liegt uns nahe, eines andern Grundes jenes raschen Verfalls zu gedenken.

Es war ein Augenblick von erhabener Größe, als Perikles an der öffentlichen Begräbnisstätte im äußeren Kerameikos vor den hinausgeströmten Bürgern Athens den im ersten Jahr des peloponnesischen Krieges Gefallenen die Leichenrede hielt, die zu einer erhebenden Schilderung der Natur des athenischen Staatswesens anwuchs. Was ihn da Thukydides sagen läßt, ist ein in deutlichem Gegensatz zu der starren spartanischen Staatsordnung gezeichnetes Ideal-

bild eines Staates, in dem erwerbslustige und schaffensfreudige Freiheit der einzelnen aufs glücklichste verbunden erscheint mit der sittlichen Forderung und überlieferten Gewohnheit freier Hingebung an das Gemeinwesen; aber es ist eben ein Idealbild, das zwar in der Seele des großen Staatsmannes volles Leben hatte, dem aber die Wirklichkeit des athenischen Volkslebens schon damals gar wenig entsprach, und zu dem das Bild Athens, das wir aus den nur wenig mehr als 80 Jahre später gehaltenen Reden des Demosthenes gewinnen, in dem schneidendsten Gegensatz steht.

Vollends dahingefunken war zu Demosthenes' Zeit jene Bürgertugend, die in den Perserkriegen dem Staate Gut und Blut freudig zum Opfer brachte. An ihre Stelle war die Selbstsucht getreten, die vom Staate eifrig annahm, was er den einzelnen an großen und kleinen Vorteilen bot, allen Lasten für das gemeine Wohl aber sich zu entziehen suchte. Von ihr war die gesamte griechische Welt innerlich zerfressen; sie öffnete der Bestechung und dem Vaterlandsverrat Thür und Thor; sie vor allem hat es verschuldet, daß das freie Griechentum mit all seiner hohen Geistesbildung der halbbarbarischen makedonischen Monarchie erlag.

Aber diese Todeskrankheit war nicht damals erst, etwa wie jene Pest, die Thukydides so lebendig schildert, urplötzlich hervorgebrochen; sie war schon im Laufe des peloponnesischen Krieges oft erschreckend hervorgetreten in der Haltung der einzelnen wie des genialen, aber bis zum Vaterlandsverrat selbstfüchtigen Alkibiades, in dem Verhalten der Parteien, von dem Thukydides im Anschluß an die Greuel des blutigen Parteikampfes auf Kerkyra ein so düsteres Bild entwirft, und in dem Auftreten ganzer Staaten.

Zu den grauenhaftesten Gewaltakten eines herzlosen Staatsegoismus, an denen der 30jährige Krieg Griechenlands so reich ist, gehört jene Niedermeglung der gesamten männlichen Bevölkerung der Insel Melos, die nach rühmlicher

Gegenwehr der athenischen Übermacht erlegen war. Was aber diesen Akt vor allen andern auszeichnet, ist die Schamlosigkeit, mit der bei Thukydides die athenischen Feldherren vor dem Beginn der Feindseligkeiten in einer Verhandlung mit dem Rat der Melier die Selbstsucht ihres Staates enthüllen und ihr gewaltames Vorgehen gegen völlig Schuldlose als vollberechtigt bezeichnen. Recht und Unrecht sind ihnen Begriffe, die nur da in Betracht kommen, wo auf beiden Seiten gleiche Macht ist; wo die eine Seite die äußerlich stärkere ist, da hat einfach der Schwächere nachzugeben. Nicht ob eine Handlung sittlich schön oder häßlich ist, darf gefragt werden, sondern nur, ob sie ihrem Urheber handgreiflichen Gewinn bringt. Das Recht des Stärkeren ist ihnen ein Teil der göttlichen Weltordnung; darum fürchten sie die Götter nicht, auf deren Schutz die Melier im Bewußtsein ihres Rechtes ihr Vertrauen setzen.

Es leuchtet ein, daß die Herrschaft solcher Anschauungen einem Staate, wenn ihm die äußeren Umstände günstig sind, wohl für eine Zeit zu einer glänzenden Machtstellung verhelfen, auf die Dauer aber auf den Geist der Bürger nur zerlegend wirken kann. Die Selbstsucht, die ein Staat gegenüber schwächeren Staaten mit dem Recht des Stärkeren rechtfertigt, muß sich mit innerer Notwendigkeit früher oder später auch gegen ihn selbst wenden, nicht bloß von seiten noch mächtigerer Staaten, sondern auch von seiten der eigenen Bürger. Das eben war das Geschick Athens. Die für die Unterwerfung Athens unter Philipp eintraten, konnten sich auf jene Theorie der athenischen Feldherren auf Melos berufen. Wozu sollten sie den Heroismus entwickeln, den jene einst den Meliern hatten ausreden wollen und den diese so schwer zu büßen gehabt hatten?

Dieser Untergang wahrer Vaterlandsliebe in der Selbstsucht hatte seinen Grund gewiß zumeist in dem einseitigen Verlangen der einzelnen wie der Gemeinschaften, äußere

Güter und Machtmittel zu häufen, wie es auf dem sozialen und politischen Gebiet durch rasche Entwicklung von Industrie und Handel und fortschreitende Demokratisierung der Staaten nicht weniger als durch deren standesegoistische Bekämpfung immer mehr gesteigert worden war; aber ebenso gewiß ist, daß der Untergang durch den bereits im Zeitalter des Perikles eingetretenen Bruch mit der überlieferten allgemeinen Welt- und Lebensanschauung begünstigt und beschleunigt worden ist.

Die Gestaltung des Lebens und die Richtung des Denkens wirkten zusammen.

Die natürlichen Triebe der Selbstsucht fanden in der subjektivistischen Denkweise der griechischen Aufklärung gegenüber allen Gewissensbedenken ihre Rechtfertigung.

Aus ihr heraus läßt Platon im Gorgias den modern gebildeten Kallikles Gedanken entwickeln, die zu jener Sophistik der Selbstsucht im Munde der athenischen Feldherren auf Melos ein merkwürdiges Gegenstück bilden. Auch ihm versteht sich das unbedingte Recht des Stärkeren von selbst. In dem Gesetz sieht er nur eine Veranstaltung der Schwächeren zum Schutze vor den Mächtigeren. Er empfiehlt eine von ethischen Gesichtspunkten unabhängige Redekunst als das beste Mittel, sich im demokratischen Staate Einfluß und Macht zu erwerben, und redet gegenüber dem Einwand des Sokrates, daß über andere zu herrschen doch nur der fähig sei, der sich selbst beherrschen könne, schrankenloser Hingebung an die Begierden rückhaltlos das Wort.

Diese verderbliche Weisheit wird im Gorgias allerdings durch des Sokrates Darlegung überwunden, daß ein wahrhaft befriedigendes Leben sich nur auf die wissenschaftliche Erkenntnis und sittliche Darstellung der Idee des Guten gründen könne, daß auch der Staatsmann kein höheres Ziel kennen dürfe als selbst gut zu sein und die Bürger des Staates sittlich zu veredeln, und Platon hat das Idealbild eines Staates entworfen, der seine Aufgabe darin findet, die

Tugend in der Welt zu erhalten und zur Herrschaft zu bringen; aber so tiefgreifenden Einfluß auch Sokrates auf einzelne ausgeübt hat, so groß auch die Bedeutung Platons für die Geistesgeschichte der Menschheit gewesen ist, der Kraft ermangelnd, die aus der Tiefe des Gemütes quellend auf den Willen der Massen wirkt, haben sie den Volksgeist Athens im ganzen umzugestalten nicht vermocht.

Es blieb Demosthenes vorbehalten, das athenische Volk, wie es sich im Hochgefühl seiner Souveränität in der Volksversammlung zusammenfand, an seine große Vergangenheit zu erinnern, in der die Selbstsucht durch die Vaterlandsliebe gebändigt gewesen war, in der die Redner nicht um die Gunst des Volkes buhlten, sondern wie Aristides, Perikles, Nikias nur den wahren Nutzen des Staats im Auge hatten, in der jede Art von Bestechung mit den schwersten Strafen und mit der äußersten Schmach bestraft wurde, in der die öffentlichen Gebäude und die Göttertempel mit ihren Weihgeschenken von großem Reichtum zeugten, während die Privathäuser auch berühmter Männer bis zur Unkenntlichkeit bescheiden waren, in der der athenische Staat in den griechischen Angelegenheiten ein Hort des Rechtes wider die Willkür war. Ihm, Demosthenes, war vorbehalten, die Begriffe der Gerechtigkeit und der Frömmigkeit vor dem souveränen Volk wieder in ihrem wahren Sinne zu Ehren zu bringen, sein Scham- und Ehrgefühl zu wecken, und es sind in seinen Reden goldene Worte ethischer Weisheit in packender Fassung enthalten, die ihren Wert und ihre Wirkung auch heute noch nicht verloren haben. Aber wenn es auch der Glut seiner Vaterlandsliebe gelang, seine Mitbürger endlich doch noch zu einem heroischen Kampfe aufzurufen, wenn sie ihm auch allen Anschuldigungen zum Trotz den Ehrenauftrag erteilten, den bei Chaironeia Gefallenen die Leichenrede zu halten, sie war doch eben die Grabrede der griechischen Freiheit, die an selbstsüchtiger Selbstzerfetzung zugrunde gegangen war.

Wohl uns, daß unser deutsches Reich unter anderen Auspizien gegründet worden ist als denen der Selbstsucht.

Als ich im vorigen Jahre unsere Abiturienten an dem Tage der Hundertjahrfeier entlassen durfte, war es mir eine hohe Freude, ihnen zur Erweckung großer Vorsätze in weisevoller Stunde in der ihnen verehrungswürdigsten Gestalt der neuen Zeit das Bild eines Fürsten vor Augen stellen zu können, dessen langes und gesegnetes Leben in allen seinen Theilen wie sein weltgeschichtliches Wirken beherrscht gewesen ist von all den guten Geistern, mit denen die Selbstsucht im Streite liegt. Aber auch Fürst Bismarck ist, was er uns ist, vor allem dadurch geworden, daß er seine überragende Herrennatur dienstbar machte, daß er sie in den Dienst stellte seines Staates, seines Königs, des unsichtbaren Lenkers der Völkergeschichte, der sich seiner hat bedienen wollen, um unsere kühnsten nationalen Hoffnungen auf dem politischen Gebiete zu erfüllen.

Wer vermag auszudenken, zu welchem Unsegen sich diese Natur hätte entwickeln können, wenn er die Wege eines Alkibiades gegangen wäre, während er so vielmehr die Ruhmestitel eines Aristides und eines Perikles in sich vereinigt? Er hat aber nicht bloß für seine Person in allen großen Fragen seines Lebens sich der Selbstsucht verschlossen und sie in seinen gewaltigen Reichstagsreden, so oft sie ihm so oder so, da oder dort entgegentrat, mit der urwüchsigen Kraft seines überlegenen Geistes unnachsichtig bekämpft; er hat auch, was er für die Vergrößerung Preußens und für die Erweiterung seines Machtbereichs getan hat, im Namen einer nationalen Pflichterfüllung als Vollstrecker eines in der Geschichte unseres Vaterlandes deutlich sich ausprechenden, vor 50 Jahren von den besten und einsichtigsten Männern unseres Volkes formulierten, über den Sonderinteressen der einzelnen erhabenen Willens getan und was er vermochte, aufgeboten, um aus dem Verkehr der Mächte untereinander

jede Bergewaltigung des Schwächeren durch den Stärkeren zu verbannen.

Aber indem er den Reichstag aus einer unmittelbaren Volkswahl hervorgehen ließ, an der er alle ohne Unterschied ihres finanziellen und intellektuellen Habens und Könnens beteiligte, und von diesem Reichstag die wichtigsten Entscheidungen über die materielle Wohlfahrt und Wehrhaftigkeit des Reiches abhängig machte, hat er unserem Volke eine unendlich schwere Aufgabe gestellt. Immer von neuem soll durch alle Schichten des Volkes hindurch der sittliche Kampf gekämpft werden zwischen der Selbstsucht in ihren mannigfaltigen Formen und der Vaterlandsliebe. Und dieser Kampf soll geführt werden, während nicht nur für die Beurteilung der Frage, wo berechnigte Selbstliebe und die Pflicht der Selbsterhaltung aufhören und die Selbstsucht beginnt, auf dem praktischen Gebiete sichere Anhaltspunkte schwerer zu gewinnen sind als je, sondern auch die Verwerflichkeit der Selbstsucht selbst nicht mehr außer Frage steht.

Es ist, um von anderem abzusehen, eine Erscheinung von ernstester Bedeutung, daß in unseren Tagen, da sich die verschiedenen Interessentkreise, da sich Kapital und Arbeit, die doch zu einmütigem Zusammenwirken berufen sind, oft so schroff gegenüberstehen, die Herrenmoral Friedrich Nietzsches, die der Anschauungsweise jenes platonischen Kallikles so nahe verwandt ist, dieses Evangelium des schrankenlosen Egoismus der Starken, solchen Widerhall gefunden hat. Von ihm verkündet ist diese falsche Weisheit um so gefährlicher, je weniger der Unglückliche selbst in den Verdacht hat kommen können, daß er eigenes verkehrtes Verlangen habe rechtfertigen wollen, je verführerischer vielmehr die Folgerichtigkeit des Denkens hervortritt, mit der er nach entschiedener Leugnung alles Jenseitigen dem Diesseitigsten von allem, dem, was ein jeder sich selbst ist, das unbedingteste Recht zugesprochen hat. Gegenüber solcher Verirrung, deren Voraussetzung so viele

teilen, tut es wahrlich not, sich eines anderen Denkers zu erinnern, zu dem Nießsche sich in ausgesprochenen Gegensatz gestellt hat, eines Denkers, der, englischer Nation, in eigenen Studien in die deutsche Geisteswelt tief eingedrungen, in inniger Verehrung der Heroen unseres Volkes, Luthers und Friedrichs des Großen, Goethes und Schillers, unter uns heimisch geworden und mit der Lebendigkeit der Teilnahme eines Volksgenossen unserer Siege und der Aufrichtung des deutschen Reiches und unsres Bismarck sich gefreut hat.

Auch Thomas Carlyle hat einst in dem Konflikt des christlich Erzogenen mit den widerchristlichen Elementen und Tendenzen des modernen Geisteslebens den Glauben zugunsten einer materialistischen Welt- und Lebensanschauung aufgegeben und das Weh eines gottverlassenen Daseins tief empfunden; aber gegenüber der Tatsächlichkeit der geistigen Mächte, die im Leben der Einzelnen wie der Völker ebenso unsichtbar als unleugbar walten und ihm in der Erinnerung an den puritanischen Geist seines Vaterhauses ebenso ehrfurchtgebietend und überwältigend entgegentraten wie in der Völkergeschichte, ist ihm die alte christliche Erkenntnis neu aufgegangen von dem Wert der Persönlichkeit, die in Gott ihres Lebens Ursprung und Gesetz begreift und sich im freien Dienst an den Brüdern zu dem frohen Bewußtsein ihrer Kraft und dem Lustgefühl ihrer Betätigung erhebt.

Nun ist er nicht müde geworden, der Arbeit Wert, Würde und Segen zu preisen, die von den Einzelnen für die Gemeinschaften mit der Selbstlosigkeit geleistet wird, die aus dem Glauben an die Welt Gottes stammt.

Wenn in Nießsches Verherrlichung der Herrenmoral das Wort Krieg nicht in dem Sinne des Kampfes eines Volkes um sein Dasein und seine Ehre, sondern in dem Sinne der Vergewaltigung der Schwachen durch die mächtigere Selbstsucht immer wieder erklingt, wenn all der Egoismus der Staaten und der Einzelnen, der im 30jährigen Kriege unserm

Vaterlande so tiefe Wunden geschlagen hat, sich auf Niessche hätte berufen können, so ist, was Ernst der Fromme und der große Kurfürst, was neben ihnen und nach ihnen gekrönte und ungekrönte Führer unseres Volkes für die ihrer Pflege befohlenen Gemeinschaften gewirkt haben, Arbeit gewesen im Sinne Carlyles, der die Blüten des Lebens der Menschheit eben in den großen Gestalten, in den Heroen, wie er sie nannte, verehrte, die der eine für dieses, der andere für jenes Gebiet des Lebens überhaupt, für dieses oder jenes Land und Volk, für diese oder jene Zeit, was in denen, für die sie lebten und wirkten, an gesunden Trieben schlummerte, in ihren Persönlichkeiten zu sieghafter, schöpferischer Tatkraft vereinigten, um die Sehnsucht nach den hohen Gütern zu befriedigen, in der jene Triebe ihren Grund gehabt hatten.

Es ist gut protestantische Lebens- und Geschichtsauffassung, die sich bei Carlyle so urkräftig ausspricht wie vielleicht nur noch bei Heinrich von Treitschke, der es verdient, daß seiner neben jenem an Bismarcks Geburtstag in Ehren gedacht werde. Diese Geschichtsauffassung wähnt die göttliche Weltregierung nicht an eine von Menschenwitz, wenn auch noch so klug ersonnene und durch Jahrhunderte hindurch fortentwickelte Institution gebunden; sie glaubt vielmehr, daß Gott sich seine Werkzeuge aus allerlei Volk erwählt, und hört nicht auf zu lieben und zu hoffen, wenn auch einmal die Wogen der Selbstsucht hochgehen und ein Volk ein gottentfremdet Dasein führt.

So sei auch heute in diesem Kreise die Hoffnung ausgesprochen, daß Gott unser Volk vor dem Schicksale Athens, an selbstfüchtiger Selbstzersehung unterzugehen, gnädig bewahren, uns vielmehr einen Heros erwecken werde, der uns in einem noch höheren und tieferen Sinne einig mache, als in dem Bismarck uns zu einigen berufen gewesen ist, damit die Worte zur vollen Wahrheit werden, in die Emanuel Geibel, die Herstellung eines neuen deutschen Kaisertums herbeisehnend, sein Lied von Deutschlands Beruf hat ausklingen lassen:

Macht und Freiheit, Recht und Sitte,
Klarer Geist und scharfer Sief,
Zügeln dann aus starker Mitte
Jeder Selbstsucht wilden Trieb,
Und es mag am deutschen Wesen
Einmal noch die Welt genesen.

Aber nicht ein Held nur tut uns not, sagt Carlyle, sondern eine Welt, die für ihn taugt; der Held erscheint sonst vergebens. Und die Tugend, die Carlyle in dem Buche über Helden und Heldenverehrung immer wieder als die Grundlage wahrer Heldengröße nachweist, die Wahrhaftigkeit, die Aufrichtigkeit, können wir entwickeln, ohne groß zu sein, und auch der Größte kann am Ende nichts anderes als das ihm von Gott aufgegebenen Werk tun. Darum Sorge nur ein jeder, daß er in aufrichtiger Hingabe an das, was ihm befohlen ist, tüchtig werde und bereit sei!

Dazu sollen auch Sie, meine lieben jungen Freunde, zu denen ich mich nun wende, sich in dieser Abschiedsstunde jeder für sich entschließen.

Nehmen Sie diesen Entschluß mit in die Fremde hinaus wie etwas von dem Herdfeuer der alma mater, die Sie bisher gepflegt hat! Streben Sie zunächst danach, in immer vollerm Sinne des Wortes Persönlichkeiten zu werden! Ich hoffe, ein jeder von Ihnen hat sich einen Beruf erwählt, der der Besonderheit seiner Veranlagung und den Verhältnissen entspricht, die schon bisher mannigfach bestimmend auf sein Leben eingewirkt haben. Eine glückliche Berufswahl erleichtert eine reiche Entfaltung der Eigenart. Aber wännen Sie nicht, Ihre Persönlichkeit recht zu entwickeln, wenn Sie nur nach dem greifen, was Sie lockt, was Ihnen einen leicht erkaufen Genuß bereitet, was, weil es Ihnen so leicht ein-geht, Ihnen besonders wesensverwandt erscheinen mag; nein, die besten Kräfte werden erst rege, wenn es gilt, äußere und innere Schwierigkeiten zu überwinden, und wahre Bereicherung und Kräftigung gewinnen wir oft erst, indem wir uns affi-

milieren, was uns zunächst fremdartig erschien. Es gilt auch auf dem geistigen Gebiet alle Weichlichkeit fernzuhalten, wenn sich eine Persönlichkeit voll entwickeln soll.

Im Kampfe aber mit allen auch den edleren Gelüsten helfe Ihnen der begeisternde Blick auf die größere Gemeinschaft, in deren Dienst Sie einst Ihre Persönlichkeit zu stellen gedenken; nicht weniger aber auch die mahnende Erinnerung an die Gemeinschaften, denen Sie bisher angehört haben, an die Schule, die Sie heute mit frohen Hoffnungen entläßt, vor allem aber an die Familien, aus denen Sie hervorgegangen sind. Sie seien der mütterliche Boden, aus dem Sie wie jener Riese der griechischen Sage immer neue Kraft ziehen sollen, nicht bloß, so oft Sie in ihren Schoß zurückkehren, nein, auch draußen in der Ferne bei fleißiger Heimkehr der Gedanken! Es trete nicht nur das Bild des Vaters und der Mutter oder wer etwa ihre Stelle bei Ihnen zu vertreten gehabt hat, warnend vor Ihre Seele, so oft ein Verführer naht; der Gedanke an das Haus, dessen Opferfreudigkeit Ihnen die Bahn öffnet, sei Ihnen eine stete Mahnung, daß Sie einen guten Lauf tun! Zeigen Sie den Mitmenschen durch Wort und Tat, daß Sie Familien entstammen, die reich sind an echten geistigen Lebensgütern, und daß Sie in ihnen festgewurzelt bleiben wollen!

Vor aller Eitelkeit aber und aller Selbstsucht und allen sittlichen Gebrechen, die aus ihr hervorgehen, vor aller Unaufrichtigkeit und vor der Macht des leeren Scheins bewahre Sie der Gedanke an den, der auch ins Verborgene sieht und wenn er Sie würdig erfunden hat, auch Sie an den Platz stellen wird, wo Sie ihm helfen sollen, sein Reich, das Reich des Guten, zu fördern und zu mehren!

Goethe und Kaiser Wilhelm I.

Entlassungsrede 21. März 1900.

Meine lieben jungen Freunde!

Zum letzten Male stehe ich Ihnen in Ihrer Gesamtheit gegenüber. Noch einmal richte ich an Sie alle ein Wort.

Es ist ein Wort des Abschieds.

Kalpe! Freue dich! rief der Grieche im Augenblick der Trennung dem Scheidenden zu, nicht um ihn zur Freude, am wenigsten zur Freude über die Trennung aufzufordern. Das würde auch ich nicht meinen, wenn ich Ihnen ein *χαίρετε* zurufen wollte. Wenn auch vielleicht in diesem Augenblick, wo so manche dankbare Erinnerung in Ihnen aufsteigen mag, etwas von Trennungsweg Sie beschleichen sollte, so ist es doch natürlich, daß Ihre Gedanken im allgemeinen jetzt nicht sowohl der Vergangenheit zugewendet sind, in der Ihr Leben mit dieser Lehranstalt so eng verknüpft gewesen ist, als vielmehr der Zukunft.

Als Frühlingsanfang ist der Tag Ihrer Entlassung im Kalender bezeichnet. Als des Anfangs einer Frühlingszeit dürfen Sie sich des Tages freuen, an dem Sie aus dem Schoß einer Ihr Leben regelnden Schulgemeinschaft zu selbständigerer und freierer Übung Ihrer Kräfte entlassen werden.

Und wie Sie heute unaufgefordert sich freuen, so werden Sie es auch ferner tun. Keiner von Ihnen wird zu den Unglücklichen gehören, denen auch die edelsten und reinsten

Freuden vergeblich winken. Sie werden alle offenen Sinnes und empfänglichen Herzens das *χαίρειν* üben wie das Einatmen der Luft.

Nicht eine Aufforderung, nicht eine Ermahnung würde mein *χαίρετε* für Sie enthalten, sondern — und das ist auch der Sinn, den der Grieche mit dem Worte verband — den Wunsch, daß sich Ihnen die Zukunft erfreulich gestalten und Ihnen die milde Frühlingsluft der Freude recht reichlich zuführen möchte.

Diesen Wunsch könnte ich Ihnen im Namen aller, deren Blicke jetzt auf Sie gerichtet sind, aus vollem Herzen aussprechen. Aber Ihr Weg durchs Leben wird nach Gottes Ordnung nicht ein stetes Lustwandeln durch grüne Frühlingsauen sein. Im Schweiß Ihres Angesichts sollen Sie sich für das Tagewerk Ihres Lebens rüsten, und im Schweiß Ihres Angesichts sollen Sie es einst treiben. Sie werden vor Sturm und Wetter nicht bewahrt bleiben; vielmehr wie die Lanze des Homerischen Helden aus sturmgenährtem Baume gemacht war, so wird sich mit der Freude das Leid verbinden, um aus Ihnen wetterfeste Männer zu machen.

Darum rufe ich Ihnen lieber den anderen Abschiedsgruß der Griechen zu:

**Εγγωσθε!* valete! Seid gesund! seid stark!
und ermahne Sie in der Stunde des Abschieds, alles zu tun, daß dieser Wunsch sich erfüllt, und alles zu lassen, was seine Erfüllung hindern könnte.

Der Kalendertag, der auf Frühlingsanfang folgt, ist uns durch eine doppelte nationale Erinnerung geweiht, als Todestag Goethes und Geburtstag Kaiser Wilhelms I.

Beide haben ein tatenreiches Leben in seltener Kraft und Gesundheit Leibes und der Seele über das Maß hinausgeführt, das der Psalmist als das höchste dem Menschen vergönnte bezeichnet.

Wohl erscheinen sie uns fast wie scharffe Gegensätze, der soldatische Kaiser, der dem deutschen Volk die ersehnte Reichseinheit in gewaltigen Schlachten erkämpft, und der Dichter und Denker, der fernab von dem lärmefüllten Schauplatz der Weltgeschichte sich selbst zu dem persönlichen Ideal einer Natur und Geist gleich liebevoll umfassenden Bildung gestaltet; der schlichte Charakter, der sich auf einfachster Grundlage in treuer Hingabe an klar bestimmte Pflichten auf dem Schauplatz, den ihm der unsichtbare Lenker der Geschehnisse der Menschen und der Völker anweist, zu einer weltgeschichtlichen Wirksamkeit von seltener Folgerichtigkeit auswächst, und das Genie, das in überströmender Lebensfülle einhergeht auf der eigenen Spur, trotzig wie Prometheus auf die eigene Kraft baut, dann aber in sich den Kampf der Olympier mit den Titanen nachkämpft und sich zu unvergleichlicher Harmonie der Seele und abgeklärtester Lebensweisheit hindurchringt.

Aber so ungleich Goethe und Wilhelm I. zu sein scheinen, darin stimmt ihr Wesen doch überein, daß jeder in seiner Art in ernster Arbeit in sich selbst eine vollkräftige gesunde Persönlichkeit zur Entwicklung gebracht hat.

Scharf und bestimmt sondert sich Wilhelms des Ersten bedeutungsvolle Eigenart von allen anderen Hohenzollern ab, nicht dank einer Ausstattung mit außerordentlichen Naturgaben, sondern dank einer früh begonnenen Selbsterziehung, durch die ein tüchtiger Kern nach eigenem inneren Gesetz wächst und erstarkt.

Aber auch Goethes Größe ist nicht lediglich das Zeugnis einer sich selbst überlassenen üppigen Natur. Sie ist in Wahrheit ein Kunstwerk. Goethe ist ein Lebenskünstler, der weiß:

Vergebens werden ungebundene Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.
Wer Großes will, muß sich zusammenraffen.

Und immer klarer kommt dem immer strebend sich Bemühenden zum Bewußtsein, daß nicht Verstand und Phantasie, sondern sittliche Kräfte es sind, die das Geistesleben beherrschen müssen, wenn es sich voll und rein entfalten soll.

An beiden, an dem Kaiser wie an dem Dichter, bewundern wir die Gewissenhaftigkeit, die sich nicht leicht genug tut, sich nicht leicht verzeiht, ihr eigener Gesetzgeber zugleich und strenger Richter ist.

Und doch, so sehr beide sie selbst sind, es wähnt doch keiner von beiden, was er ist, allein durch sich zu sein.

Beide sind festgewurzelt und ziehen aus der Tiefe Saft und Kraft.

Nach dem Umfang, in dem sie ihre Wurzeln ausbreiten, weit verschieden, gleichen sie einander darin, daß sie die Bildungselemente, die ihnen Vergangenheit und Gegenwart darbieten, nicht annehmen, ohne sie sich anzugleichen, und so das Fremde sich zur Stärkung ihrer Eigenart dienen lassen.

Und beide, jeder auf seinem Felde von ungewöhnlich scharfem und geübtem Blick für das Wirkliche, beide von aufrichtigster Wahrheitsliebe und von tiefem Haß gegen jede Art von Heuchelei, wissen, daß es außer dem, was wir sinnlich wahrnehmen, messen und wägen können, eine unsichtbare Welt gibt, aus der wir in unser irdisches Leben Licht und Wärme einströmen lassen sollen.

Wohl würde dem Wortlaut nach wenig übereinstimmen, was sie über diese unsichtbare Welt bekennen würden.

Während der in seiner Einfachheit große erste Hohenzollernkaiser dem ihm überlieferten Glauben, wie ihn fromme Eltern ihm vorgelebt hatten, von der Kindheit bis ins Greisenalter schlicht und treu angehangen und daraus in Tagen des Unglücks Mut, in Tagen des Glücks Demut und zu allem Guten und Hohen Kraft geschöpft hat, verschmäht der Dichter und Denker, zur Befriedigung endlichen Bedürf-

nisses das Unendliche menschlich zu begrenzen, das Unbegreifliche in Begriffe zusammenzuziehen, ist aber dem Unendlichen in tiefer Sehnsucht zugewendet, hält seiner Einwirkung alle Poren seines Geistes offen.

Auch ihm ist die Welt von einer allmächtigen Liebe durchwaltet, die alles bildet, alles hegt, die auch in die Herzen der Irrenden dringt, daß sie vom Bösen froh sich erlösen, und er verehrt an Schiller jenen Glauben,

der sich stets erhöheter
bald kühn hervorbrängt, bald geduldig schmiegt,
damit das Gute wirke, wachse, fromme,
damit der Tag dem Edlen endlich komme.

So ein jeder sich selbst treu und doch fest eingegliedert in einen unendlichen Zusammenhang und dieses Zusammenhangs dankbar und demütig sich bewußt sind uns Goethe und Wilhelm I. Urbilder kraftvoller und gesunder Persönlichkeit.

Sie, meine lieben jungen Freunde, sind ihnen nicht bloß im Unterricht und in eigenen Studien näher gekommen; Sie haben auch das Nationalfest des 100jährigen Geburtstags Wilhelms I. und in dem engen Kreise der Schule Goethes 150jährigen Geburtstag mit schon gereistem Verständnis mitgefeiert.

Es ist Ihnen klar geworden, daß unser Volk ein doppeltes zu wahren hat, des von Wilhelm I. neu begründeten deutschen Reiches Macht und Ehre und die neue deutsche Geistesbildung, der Goethe den Stempel seines Geistes aufgeprägt hat.

Sie werden heute aus dieser Aula, in der Sie sich so oft über das Alltägliche hinausgehoben gefühlt haben, in der Ihre Blicke so oft zurück in die Vergangenheit und hinaus in die Zukunft gelenkt worden sind, den Entschluß mit fortnehmen, an ihrem Teil mitzuwirken, daß unser Volk seinen doppelten Beruf erfüllt.

Das aber werden Sie nicht vermögen, wenn Sie nicht zu allererst sich selbst zu starken und gesunden Persönlichkeiten entwickeln.

Gebe Gott, daß Sie, Ihre Körperkräfte wacker regend und ühend und in Selbstbeherrschung zusammenhaltend, Ihren Geist nicht äußerlich nur mit buntem Flitter schmücken, sondern in innerlicher Verarbeitung edler und fruchtbringender Bildungselemente und in treuer Selbsterziehung stark machen und in dem Glauben an die ewige Liebe und den Sieg des Guten über die Unvollkommenheit des Irdischen hinausgehoben, aller Unruhe und allem Wechsel dieses Lebens gegenüber mit dem Frieden erfüllt werden, der vom Himmel ist, und mit der Freudigkeit und Schwungkraft der Seele, die Sie befähigen wird, einst unbekümmert um äußeren Lohn in Segen zu erfüllen, was Ihnen aufgegeben wird!

Kant und Herder.

Entlassungsrede Ostern 1904.

Meine lieben jungen Freunde!

Es war ein gutes Wort, womit der Erste unter Ihnen soeben von uns Abschied genommen hat, und ich glaube, Ihre Gedanken noch eine Weile in derselben Richtung festhalten zu sollen.

Es ist ja kein Zweifel: Sie werden, wenn Sie, heute aus der Schule und bald auch aus dem Elternhaus entlassen, Ihr Leben mit einem ungleich höheren Maße von Selbstverantwortung zu führen haben, es auf keine festere Grundlage stellen können als auf unbedingte Wahrhaftigkeit.

Wenn eine, so ist diese Tugend den Menschen angeboren. Keiner Sünde schämen wir uns mehr als der Lüge. Je edler und freier ein Mensch ist, desto größer ist sein Abscheu vor der Unwahrhaftigkeit.

Das Heldenideal der Ilias, des Neoptolemos Vater Achilleus spricht diesen Abscheu in den Worten aus:

*ἐχθρὸς γάρ μοι κεῖνος ἑμῶς Ἄϊδαο πύλησιν,
ὅς ᾗ ἔτερον μὲν κεύθη ἐνὶ φρεσίν, ἄλλο δὲ εἴτη
Βερεῖσθαι ἴσθαι ἴσθαι ἴσθαι ἴσθαι,*

wer anderes im Herzen birgt, anderes sagt,
und der Johannes Kant des Schwabischen Gedichtes, das uns vorher vorgetragen wurde, kennt keine größere Pein als die auf der Seele brennende Lüge.

Darum liegt mir auch fern, die elementare Forderung der Wahrhaftigkeit als des Gegenteils der Lügenhaftigkeit erst noch begründen zu wollen; ich möchte in einem kurzen Abschiedswort nur etwas von den weiteren Zusammenhängen andeuten, in denen sie steht.

Es ist mir lieb, dabei zunächst des großen Denkers dankbar gedenken zu können, den sein 100jähriger Todestag am 12. Februar d. Js. in weiteren Kreisen wieder lebendig gemacht und an den uns vorhin eben jener Johannes Kant erinnert hat.

Nicht, daß Immanuel Kant auch im Scherze Unwahrheiten zu sagen unter seiner Würde hielt, daß er auch die sogenannte Notlüge unter allen Umständen für unerlaubt erachtete, daß seine Worte stets ein treuer Spiegel seiner Gedanken waren, nicht das ist es, weshalb ich den Königsberger Philosophen nach Achilleus und Neoptolemos und nach Goethes Iphigenie und Schwabs Johannes Kant für die Wahrhaftigkeit zeugen lassen will.

Was ihn mir dazu heute besonders geeignet erscheinen läßt, das ist vielmehr, daß Wahrhaftigkeit in reichster Entfaltung das Gepräge seiner ganzen Persönlichkeit ist, wie er sie in seltener Treue und Folgerichtigkeit der Selbsterziehung aus sich herausgestaltet hat.

Wir wissen, daß die Lüge oft genug nur ein Kind der Schwäche ist. Wer sich fürchtet, ist schon darum ein halber Lügner. Der Ruf der deutschen Ehrlichkeit wird nur so lange dauern, als das Wort Bismarcks wahr bleibt: Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts auf dieser Welt.

Ein starkes Gefühl von Unabhängigkeit von der Welt schließt Furcht und Lüge aus.

Selten hat ein großer Mann solche Unabhängigkeit von der Welt in höherem Maße besessen als Immanuel Kant, nicht durch die Gunst äußerer Umstände.

Was er erreicht, hat er vielmehr der Ungunst der äußeren Verhältnisse, einem schwächlichen Körper und armen Vermögensverhältnissen abgerungen durch Entsamung und strenge Sparsamkeit, durch Unterordnung seiner Lebensführung unter ein System von Gesundheitsregeln, die er sich selbst gebildet hatte.

Fest auf sich selbst gestellt war sein ganzes Wesen äußerlich und innerlich von wohlgeordneter, sauberster Schlichtheit und geschlossener Einheitlichkeit, jeder Art erborgten Schmuckes gründlich abhold, zu allem blendenden Schein der ausgesprochenste Gegensatz.

So verdient er als Vorbild einer wahrhaftigen Persönlichkeit verehrt zu werden; was ihm aber seine hohe Bedeutung für das Geistesleben der Menschheit gegeben hat, das ist, daß in ihm die Wahrheitsliebe sich zu einem starken Triebe zu selbstlosester Wahrheitsforschung entwickelte, der sein Leben und Wirken ausschließlich bestimmte und ihn zu einem vorbildlichen wissenschaftlichen Charakter machte.

In der wissenschaftlichen Arbeit wird die Wahrhaftigkeit zu der entsagungsvollen und nüchternen Wahrheitsliebe, die langsam und geduldig und in aller Stille und Bescheidenheit Schritt für Schritt weiter vordringt, nur klar Erkanntes, tief Begründetes, nicht dunkel Gefühltes vorzutragen sich entschließt und sich nicht zufrieden gibt, ehe sie den angemessensten und bestimmtesten Ausdruck gefunden hat, und zu der Sachlichkeit, die alles Persönliche ausschaltet, um sich weder durch Liebe noch durch Haß den Blick trüben zu lassen.

So ist Kant in heißem, männlichem Verlangen nach Gewißheit für die höchsten Angelegenheiten des menschlichen Lebens dazu gelangt, der Wahrhaftigkeit einen großen Dienst zu leisten.

Das höchste Gut für uns Menschen, der Glaube an Gott, bedarf in Zeiten fortgeschrittener Bildung gegenüber den Anfechtungen einer ihre Grenzen überschreitenden Natur-

wissenschaft der Rechtfertigung vor dem wissenschaftlichen Gewissen.

Kant hat den Glauben an Gott, indem er ihm zerbrechliche Stützen entzog, auf eine neue Grundlage gestellt.

Er hat die Frage nach dem Dasein Gottes aus der Welt außer uns in die Welt in uns verlegt.

Daß in uns etwas ist, was uns zuruft: „Du sollst“, das ist ihm der vollgiltigste Beweis dafür, daß Gott ist.

So sind ihm Religion und Ethik unzertrennlich mit einander verknüpft, beide zusammen fest verankert in der inneren Selbstgewißheit der sittlichen Persönlichkeit, die frei von jeder auch der feinsten und verstecktesten Lohnsucht das Gute nur um des Guten willen tut.

Ein ehrlicher Friede war geschlossen zwischen der Wahrheitsliebe einer Wissenschaft, die ihre Grenzen wahrte, ohne sie zu überschreiten, und einem Glauben, der sich fern hält von der Unklarheit der Schwärmerei, von der Leidenschaftlichkeit des Fanatismus und von der Finsternis des Aberglaubens.

So vermochte in Kant die pietistisch gerichtete Frömmigkeit seiner einfachen Eltern, geklärt und von Mystik befreit, fortzuleben und gab auch ihm, was nach ihm das Höchste ist, was der Mensch besitzen kann, die Ruhe, die Heiterkeit, den innern, durch keine Leidenschaft beunruhigten Frieden, den Kant seinen Eltern nachrühmt.

Als Religionswahn und Aßterdienst alles ablehnend, wodurch außer durch guten Lebenswandel Menschen vermeinen können, Gott wohlgefällig zu werden, gab sich seine Frömmigkeit in der Strenge seiner Selbstbeurteilung und der Milde seines Urteils über andre, in Herzensgüte und in Hilfsbereitschaft, die auch durch die That reichlicher beweisen zu können ihm in späteren Jahren eine endlich erlangte bessere äußere Lebenslage erst recht wertvoll machte, und in der Gesamtheit seiner Lebensgrundsätze kund, die er unter anderm in der

Mahnung niedergelegt hat: „Bemühtig sei der Mensch in seinen Entwürfen, zuverlässig auf die Erfüllung seiner Hoffnungen, aber ohne Ungebuld, bescheiden in seinen Wünschen ohne vorzuschreiben, vertrauend ohne zu pochen, eifrig in Leistung seiner Pflichten, aber bereit in einer christlichen Resignation sich in den Befehl des Höchsten zu ergeben, wenn es ihm gefällt, mitten in allen diesen Bestrebungen ihn von der Bühne abzurufen, auf die er gestellt war.“

Es sind liebens- und achtenswerte Charaktere, in denen Kants Lehre und Art fortlebt; aber nicht alle Naturen öffnen sich einem durchgreifenden Einfluß Kants, und die Wahrhaftigkeit wird auch anders gearteten und gerichteten Geistern nicht abgesprochen werden dürfen.

Es ist eine eigentümliche Tatsache: der andere große deutsche Mann, dessen hundertjähriger Todestag im Laufe dieses Winters da und dort, am reichsten in Weimar, der Stätte seiner ausgebreitetsten und längsten Wirksamkeit, gefeiert worden ist, Johann Gottfried Herder, er hat in dem 49. seiner Briefe zur Beförderung der Humanität, ein Menschenalter, nachdem er als Königsberger Student zu Kants Füßen gesessen, eine begeisterte, feinsinnige Schilderung seines damaligen akademischen Lehrers gegeben, aber mit dem Grundcharakter seiner Lehre sich in Einklang zu setzen nicht vermocht.

Und wer von Kant sich zu Herder wendet und der Gestaltung seines Lebens und seiner schriftstellerischen Wirksamkeit teilnehmend folgt, wird beklagen, daß nicht mehr von jener straffen Selbsterziehung, jener Unabhängigkeit in allen Lebensverhältnissen, jener leidenschaftslosen Sachlichkeit und geduldigen Beharrlichkeit der wissenschaftlichen Arbeit, jener grundlegenden Betonung des Ethischen in der Religion von dem Lehrer auf den Schüler übergegangen ist.

Dafür aber war, was auch Kant nicht fehlte, aber bei ihm hinter der ihm eigenen kritischen Hauptaufgabe zurücktritt,

in Herder nicht nur in reichstem Maße vorhanden, sondern wurde auch von lauterer Liebe zur Verkündigung der Wahrheit mächtig nach außen gedrängt.

Liebevolles Verständnis für individuelles Leben, das war es, was diese so hervorragend lehrhafte, überall kräftig anregende, zum Organisieren und Regieren veranlagte und geneigte Natur auszeichnete.

Ihn verlangte es, die ganze unendliche Fülle geschichtlicher Ausgestaltung des menschlichen Lebens im einzelnen und dann wieder in ihren tieferen Zusammenhängen zu erfassen und darzustellen.

So wurde er uns zum geistvollen Dolmetscher der Geisteserzeugnisse fremder Völker; so vermochte er aber auch in das Verständnis deutscher Art und Kunst tiefer einzuführen und gerade in dieser Richtung auf den jungen Goethe entscheidenden Einfluß zu gewinnen.

So hat er den tiefen Zusammenhang von Religion und Poesie, das Ursprüngliche und Lebendige in der Religion, das echt Menschliche, Edle und Schöne in den heiligen Urkunden erkannt und gewürdigt und die Theologie gelehrt, an die Bibel nicht als an ein Lehrbuch heranzutreten, sondern in ihren Geist als eines religiösen Lebensbuchs mit hingebender Liebe einzudringen.

So hat er echtes Leben und wahre Frömmigkeit, in welchen Formen sie ihm entgegentraten, von ihren Herrbildern zu unterscheiden, Vergangenes wie Gegenwärtiges als sich Entwickelndes anzuschauen und zu betrachten und an eine Entwicklung der Menschheit zu reinem Menschentum, zu der Humanität, die ihm zuletzt von dem von Jesus uns verkündigten Gottesreiche nur dem Namen nach verschieden ist, zu glauben gelernt und gelehrt.

Es war Goethes Verdienst, daß Herder eine Lebens- und Berufsstellung fand, in der sich seine reiche Natur ihren

eigensten Trieben gemäß nach allen Seiten hin auswirken konnte.

In seiner 27jährigen Wirksamkeit als Weimariſcher Oberpfarrer, Oberhofprediger, Generalsuperintendent, geiſtlicher Leiter der Kirche und der Schulen des Landes, insbeſondere als Ephorus des dortigen Gymnaſium Ernestinum hat er die Umſchrift ſeines Siegelrings, die den ſchlichten Schmuck auch ſeiner Grabplatte bildet, „Licht, Liebe, Leben“, wahr gemacht.

Er hat, ſo weit und ſo oft er auch hinter den eigenen Idealen in menſchlicher Schwachheit zurückblieb, doch reichlich Licht geſucht, gefunden und verbreitet, Liebe geſät und geerntet, Leben geweckt, gehegt und gepflegt nicht zum wenigſten auch in ſeiner Einwirkung auf das Landesgymnaſium, deren noch heute wertvolle Zeugen ſeine im Sophron vereinigten Schulreden ſind.

Wie von ſeinen Predigten gerühmt wird, daß ſie frei von Salbung das Gepräge ſchlichter Wahrhaftigkeit getragen, ſo ſind auch dieſe Schulreden, ſo ſorgſam er ſie auch arbeitete, ungeſchminkte Kundgebungen tiefen Verſtändniſſes und herzlichſcher Liebe für die Art und für die Bedürfniſſe einer höheren Zielen menſchlicher Bildung zuſtrebenden Jugend und wenden ſich mit eindringender Schärfe gegen alles, was nur dem Scheine der Bildung dient und Gedanken und Empfindungen an der Oberfläche hinzugleiten verleitet, ſtatt ſie in die Tiefe zu führen.

Bei voller Würdigung der Realien für den Gymnaſialunterricht ſteht ihm doch die Beſchäftigung mit Sprache und Schrifttum der Griechen und Römer obenan, ſofern ſie grammatiſche Gründlichkeit mit geiſtvoller Einführung in ihre Gedankenwelt verbindet.

Aber zulezt kommt es ihm doch nicht ſo ſehr auf die Stoffe an, an denen der jugendliche Geiſt ſich bilde, als

darauf, daß er überhaupt im rechten Sinne für das Leben gebildet werde.

„Non scholae, sed vitae discimus“ ist die im Jahre 1800 gehaltene Schulrede überschrieben, aus der uns mit ungeminderter Lebensfrische die Worte entgegen tönen:

„Wer vor lauter Fleiß in der Schule dumm wird, wer sich blödsinnig, hypochondrisch, schwach und krank studiert, wer Seelenkräfte bildet und den Körper vernachlässigt, gleich als ob er ein purer puter Geist wäre, wer eine Seelenkraft, z. B. die Einbildungskraft, das Gedächtnis, ohne die andre, den Verstand, die Überlegung pflegt, wer für den Kopf studiert, ohne ans Herz zu denken, und ein anderer, der immer nur in Empfindung schwimmen will, ohne sich mit kalter Kühnheit richtiger Begriffe zu befeißigen, wer mit allem tändelt und eine ernste anhaltende Mühe wie die Hölle fliehet: alle diese lernen nichts fürs Leben; denn im Leben muß der ganze ungeteilte Mensch mit allen seinen Kräften und Gliedern, er muß mit Kopf und Herz, mit Gedanken, Willen und Tat, nicht etwa nur im Spiel, sondern auch im höchsten Ernst, nicht nur wohlgefällig, sondern auch mächtig wirken; wer dies nicht kann, wer sich hierzu nicht frühe geübt hat, der hat nicht fürs Leben gelernt.“

Meine lieben jungen Freunde!

Ich hoffe, Sie haben gespürt, daß die Schule, die Sie heute entläßt, dem Geiste Kants und Herders nicht fremd und nicht entgegen ist, und ich hoffe, daß die beiden nicht vergebens in dieser Abschiedsstunde durch mich zu Ihnen gesprochen haben.

Möchte die Mahnung, die Ihnen allen gilt, welchem Berufe sie auch sich zuwenden, kräftig nachwirken:

Strebt nach jener Unabhängigkeit, die Euch leicht macht, Euch selbst treu und wahrhaftig zu sein!

Strebt danach, indem Ihr Euren Körper in Zucht haltet, Freuden und Genüsse nach ihrem inneren Wert wählt und nach Euren Mitteln bemesst; was die Gesundheit des Körpers früher oder später schädigen muß, meidet; Eure Kräfte nicht rasten und rosten laßt, sondern frisch und fröhlich übt!

Sorgt mit treuem Fleiß, daß Ihr zu dem Beruf, den Ihr gewählt, tüchtig werdet, daß Ihr den Fuß im Festen, den Blick zum Besten sicheren Schrittes zu dem rechten Ziele vorschreitet!

Schiller.

Entlassungsrede Ostern 1905.

Meine lieben jungen Freunde!

Vor einem Jahre durfte ich mein Abschiedswort an Ihre älteren Schul- und Klassengenossen an Kants und Herders nicht lange vorhergegangene 100jährigen Todestage anknüpfen und damit zugleich den beiden großen Männern die Huldigung unserer Schulgemeinschaft darbringen.

Heute sind unsere Gedanken vorwärts gerichtet auf Schillers hundertjährigen Todestag, der in unserem Kreise wie überall, wo deutsches Geistesleben verstanden und hochgehalten wird, als ein nationaler Gedenktag wird gefeiert werden.

Sie werden das Schillerfest nicht mit uns begehen; aber im Hinblick darauf hat Ihr Abschiedswort an uns sich an eines der gedankenreichsten Schillerschen Dramen angelehnt und sich zu Schiller als dem Liebling der Jugend auch unserer Zeit bekannt. So möchte auch ich, ohne unserer Schillerfeier vorzugreifen, was ich Ihnen in dieser Abschiedsstunde ans Herz zu legen wünsche, mit anspruchslosen Erinnerungen an den Dichter verweben, zu dem auch wir Alten immer wieder gern zurückkehren, um die Seele von allerlei Druck zu befreien und ihr neuen Schwung zu verleihen.

Es gehört zu meinen lebhaftesten Jugenderinnerungen, wie sich in uns Primanern des an Schillererinnerungen so

reichen Rudolstadt im Jahre 1859 zuerst das deutsche Nationalbewußtsein kräftiger regte.

Im Frühjahr wurde uns bei der Lektüre des Demosthenes das kriegerische Vorgehen Napoleons III. gegen die ältere deutsche Großmacht in Parallele gestellt zu dem allmählichen Vordringen Philipps von Makedonien in Hellas, Österreich und Preußen mit Sparta und Athen verglichen und ein deutsches Chaireneia vorhergesagt, wenn Preußen und Österreich sich nicht zu gemeinsamer Abwehr des Erbfeindes jenseit des Rheins einigten.

Sie einigten sich nicht und Österreich unterlag, aber bald drang zu unsern Ohren die Kunde, daß freie deutsche Männer sich in einem Nationalverein zusammengeschlossen hätten, der die Einigung des deutschen Vaterlandes unter Preußens Führung vorbereiten wollte.

Und je näher wir dem 10. November 1859 kamen, um so lauter kündigte sich an, daß die Deutschen auf dem ganzen Erdenrund durch die Feier des 100jährigen Geburtstages des Dichters, dem unsere jugendliche Begeisterung wie keinem anderen zugewendet war, ihren tiefsten nationalen Empfindungen hoffnungsfreudigen Ausdruck zu geben sich anschickten.

Wie in der Zeit tiefster politischer Erniedrigung unser Volk an dem stolzen Bewußtsein, durch die Gedankentiefe und Formvollendung seiner Nationalliteratur groß dazustehen unter den Völkern, immer wieder sich aufrichtete und sich durch sie über alle staatlichen Trennungen hinweg fest zusammengehalten fühlte, so machte die Feier des 100jährigen Geburtstags Friedrich Schillers nach schweren Enttäuschungen die deutschen Herzen wieder stark und weckte die frohe Zuversicht, daß doch endlich Deutschlands Fürsten und Stämme die letzte Mahnung des sterbenden Uttinghausen in großherziger nationalpolitischer Einigung befolgen und erfüllen würden, was die Befreiungskriege und das Jahr 1848 unerfüllt gelassen hatten.

Und wie die todesfreudige Erhebung der deutschen Jünglings- und Manneskraft wider die napoleonische Fremdherrschaft innerlich vorbereitet war durch die Bilder nationaler Unabhängigkeitskämpfe, die Schillers poetische Gestaltungskraft seinem Volke lebendig vor Augen gestellt hatte, so half Schiller 100 Jahre nach seiner Geburt neu erhobenen alten nationalen Forderungen den unwiderstehlichen Nachdruck zu geben, den dann überlegene Staatskunst meisterlich verwertete, um endlich ein neues deutsches Reich von kaum geahnter Macht und Herrlichkeit zu begründen.

Aber unser Volk wird sich mit äußerer Macht und Einheit nicht begnügen dürfen, wenn anders es sich selbst treu bleiben will.

Es wird auch nicht darin sein Genüge finden, daß es in siegreichem Wettbewerb mit andern Völkern die Natur und ihre Kräfte dem irdischen Wohlbefinden der Menschen dienstbar zu machen hilft.

Es wird nicht auf den Ruhm verzichten dürfen, im Geistesleben der Völker voranzugehen.

Es wird darum der Helden seiner Geistesgeschichte gern gedenken, nicht um auf ihren Lorbeeren auszuruhen, sondern um sich unter ihre Einwirkung zu stellen, eingedenk, daß Großes sich nur an Großem bildet, daß Feuer sich an Feuer entzündet. So hat auch Schiller seinen nationalen Beruf noch lange nicht erfüllt.

Neun Jahre vor seinem 100jährigen Todestag, am 9. Mai 1896 wurde in St. Louis in Nordamerika als Zweig des Schwäbischen Schillervereins ein Verein gegründet, der in seinem Programm aussprach: „Schillers Gedächtnis pflegen und ehren, heißt die deutsche Sprache, die deutsche Poesie, alles das, was mit einem etwas schwankenden Ausdruck das deutsche Ideal genannt wird, pflegen und ehren.“

Und der Begründer des Vereins sagte: „Es ist das deutsche Herz, das sich zum deutschen Herzen findet: es findet

sich unter dem Zeichen des deutschesten aller deutschen Dichter.“

Vor fünf Jahren hat sich dieser Schillerverein dem deutschamerikanischen Nationalbund gleich bei dessen Entstehen angeschlossen, um in ihm und mit ihm im Sinne der friedlichen Weltpolitik unseres Kaisers Nordamerika für den deutschen Geist erobern und dieses Land des kalten Geschäftsinnes durchwärmen zu helfen mit der Glut, die Schillers Wesen und Werken entströmt.

Wir werden solchen heimatfernen heimattreuen Bestrebungen überall auf der Welt jeden Erfolg wünschen.

Aber wie der nordamerikanische Schillerverein von Anfang an klar erkannt hat, daß er hinter seiner einen großen Aufgabe alle die Unterschiede und Gegensätze zurückzustellen habe, die unser Volksleben so leicht zerklüften, so legt er uns auch den Wunsch nahe, daß auch im alten deutschen Vaterland der 9. Mai die Bedeutung recht zum Bewußtsein bringen möchte, die Schillers Idealismus für die Überwindung der innern Gegensätze gewinnen kann, die unser deutsches Reich innerlich zu schwächen und unserm Volk die Erfüllung seines Weltberufs unmöglich zu machen drohen.

Mir schließen solche neue nationale Wünsche ein, was in diesem Augenblick Ihnen gegenüber mein Herz bewegt.

Auch Sie, meine lieben jungen Freunde, sind ja ein Teil der Zukunft unseres Volkes und haben sich ein Recht darauf erworben, wenn Sie erfüllen, was Sie bisher versprochen haben, einst in die führenden Kreise unseres Volkes einzutreten.

Sie gehen jetzt alle zu mehr oder weniger unmittelbarer Vorbereitung auf einen bestimmten Lebensberuf über.

Es wird für das Glück und den Ertrag Ihres Lebens entscheidend sein, ob Sie den rechten Beruf gewählt haben, ob Sie ihn richtig auffassen und einst in dem rechten Geiste ausüben werden.

Sie wissen, daß Schiller den Lieblingsgedanken seiner Anabenjahre, dereinst seinem Vaterland als Gottesgelehrter dienen zu können, dem von dem wohlwollenden Despotismus seines Herzogs gewollten Eintritt in die herzogliche Militärakademie, die später sogenannte Karlschule, zum Opfer bringen mußte, um dann bald das Studium der Rechtswissenschaft mit dem der Medizin zu vertauschen, ohne auch in dieser Wissenschaft und ihrer Ausübung Befriedigung zu finden; daß er, um dem nicht untreu zu werden, wozu er sich innerlich berufen fühlte, seinem Heimatland entfloh und erst durch mannigfache Enttäuschungen, Entbehrungen und bittere Sorgen hindurch, nachdem er auch die Tätigkeit des Universitätsprofessors und die Arbeit des Historikers seiner Eigenart nicht voll entsprechend gefunden hatte, dazu gelangte, ganz dem Berufe angehören zu können, für den er geboren war.

Ich hoffe von Ihnen, daß Ihre Berufswahl nicht durch äußeren Zwang herbeigeführt, aber auch nicht durch äußerliche Rücksichten und oberflächliche Schätzungen bestimmt worden, sondern das Ergebnis ist einer sorgfältigen Vergleichen Ihrer Neigungen und Ihres geistigen Vermögens mit den Aufgaben und Anforderungen der Berufsarten, die sich Ihnen zur Wahl stellten.

Ich hoffe es von Ihnen allen, nicht bloß von denen, die in eines der Wissensgebiete, die sich Ihnen schon auf der Schule erschlossen haben, tiefer eindringen und auf dieses Studium ihr Leben aufbauen, sondern auch von den andern, die zu dem sie lockenden Beruf durch ihnen noch neue Wissens- und Tätigkeitsgebiete vordringen wollen.

Täusche ich mich in dieser Hoffnung nicht, so wird Ihnen erspart bleiben, womit Schiller sich seinen Lebensberuf erkämpfen mußte.

Wenn Ihnen dann nur nicht, was Sie weniger teuer erkaufen, minder wertvoll erscheint!

Möchten Sie sich vielmehr frühzeitig ganz erfüllen können von der Bedeutung Ihres Berufs in dem großen Zusammenhang eines reich entwickelten Kulturlebens!

Schiller hat die Bedeutung des Dichterberufs zuerst ganz überwiegend vermöge eines starken Gefühls und eines auf die Verbesserung der Welt gerichteten reinen und hohen Willens gleichsam instinktiv erfaßt; aber als er dem Sturm und Drang entwachsen war, hat er darüber auf dem Wege philosophischer Erkenntnis volle und klare Gewißheit gewonnen.

Sie wissen, daß er dies keinem mehr verdankt als Immanuel Kant.

Es ist eine der glücklichsten Tugungen in der Geschichte unseres Geisteslebens, daß die Kantische Philosophie auch auf Schiller ihre stählende Wirkung ausgeübt hat; daß der kritische Verstand des Königsberger Weltweisen mit der Phantasie des schwäbischen Dichters sich so innig berührte; daß unsere klassische Ästhetik, nachdem sie eben von Kant begründet war, durch Schiller eine so glückliche Fortentwicklung erlebte. Ganz im Sinne der Kantischen Unterscheidung des naturnotwendigen Ich muß und des sittlich freien Ich soll bestimmte Schiller den Begriff des Erhabenen dahin, daß es die völlige Unterwerfung der Sinnlichkeit unter die Vernunft als Ergebnis eines Kampfes zur Anschauung bringe. Aber damit war ihm das sittlich Vollkommene und wahrhaft Schöne noch nicht gegeben.

Der Mensch soll seiner Vernunft mit Freuden gehorchen, die sinnliche Natur nicht unterdrücken, sondern sie zur Mitwirkung herbeiziehen.

So stellt Schiller über den Kantischen kategorischen Imperativ die schöne Seele, den innern Zustand, wo jede sittliche Leistung sich als eine freiwillige Wirkung des Triebs darstellt und der Menschheit peinlichste Pflichten mit der Leichtigkeit des Instinkts geübt werden.

Diesen inneren Zustand vorzubereiten ist ihm die Aufgabe der ästhetischen Erziehung.

„Verjage“, so schreibt er in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen, „die Willkür, die Frivolität, die Rohigkeit aus den Vergnügungen der Menschen, so wirfst du sie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Gefinnungen verbannen. Wo du sie findest, umgib sie mit edlen, mit großen, mit geistreichen Formen, schließe sie ringsum mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunst die Natur überwindet.“

Mittels der Erzeugnisse wahrer Kunst stelle die ästhetische Erziehung den Zustand her, in welchem Vernunft und Sinnlichkeit zugleich tätig sind und eine freie Stimmung hervorbringen, in welcher der Mensch, ohne auf einen bestimmten äußeren Zweck gerichtet zu sein, befähigt und aufgelegt ist, alles zu tun, was seine höchste Bestimmung von ihm fordert.

So gelinge ihm, den Krieg gegen die Materie in ihre eigenen Grenzen zu spielen statt gegen diesen furchtbaren Feind auf dem heiligen Boden der Freiheit fechten zu müssen; so lerne er edler begehren, damit er nicht nötig habe, erhaben zu wollen.

In diesem Lichte sah Schiller den Dichterberuf.

Darum durfte er sich als Priester der Menschheit fühlen, und wenn das Wesen des Christentums zuletzt darin gipfelt, daß es den Gesetzesgehorsam ablöst durch die Triebkraft einer von Knechtessucht freien Liebe zu Gott und Jesus Christus als dem Urbild religiös-sittlicher Vollkommenheit, so hat sich ihm der Wunsch seiner Knabenjahre, einst einer Gemeinde das Christentum zu predigen, in einem verwandten Sinne in einem unendlich größeren Wirkungskreise doch noch erfüllt.

Mit diesem stolzen Bewußtsein von der Bedeutung seines

Berufs verband er klare Einsicht in die Grenzen seines Vermögens.

Seine zum Handeln drängende Natur machte das Dramatische zu seinem Element. Es sind seine Dramen und seine von dramatischem Leben erfüllten Balladen, an deren Vollendung er seine beste dichterische Kraft und die ganze Ausdauer seines sich nicht leicht genug tuenden Fleißes setzt. In ihnen findet er die seiner Eigenart entsprechenden Formen, um die Ideen, die in ihm lebten, in unmittelbar wirkende Handlungen und Gestalten umzusetzen.

Die Helden seiner Dramen und Balladen sind nicht schattenhafte Repräsentanten von Gattungen, sondern zumal nachdem das Studium der Geschichte und der Wirklichkeits-sinn Goethes auf ihn eingewirkt hatten, eigenartige Gestalten mit Fleisch und Blut; aber der Schöpferodem des Dichters hat ihnen die Blut seiner Liebe und die Macht seiner Gedanken eingebläst. Wir lieben in ihnen unsern Schiller, und wir lieben unsern Schiller in den Gestalten seiner Dramen und Balladen.

Und die Handlungen dieser Dichtungen verkörpern mit wenigen Ausnahmen eine Lebensanschauung, die nichts wissen will von einem willkürlich, vielleicht gar grausam waltenden Schicksal; die alles Geschehene als eine unendliche Kette von notwendig verbundenen Ursachen und Folgen erkennt, aber in diesem Zusammenhang eine sittliche Weltordnung als unverbrüchliche Rächerin aller Schuld deutlich ahnt; die nicht verkennt, daß der einzelne an seine eigene mannigfach bedingte Art als mitbestimmenden Faktor seiner Lebensgestaltung gebunden ist, aber allen Notwendigkeiten gegenüber doch die sittliche Freiheit des Menschen keinen Augenblick in Frage stellt.

Aber Schiller wendet seine Gestaltungskraft nicht nur außer ihm liegenden Stoffen zu.

Er sagt in seiner herben Kritik der Gedichte Bürgers: „Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also wert sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes wichtigstes Geschäft.“

So hat Schiller auch die bewußte Herausgestaltung seiner eigenen Persönlichkeit in den Dienst seines Dichterberufs gestellt.

Hierin vor allem hat er sich als Dichter der Freiheit, des freien, starken, auch dem herbsten Schicksal gewachsenen Willens bewährt.

Alle Hemmnisse seiner äußeren Lebensverhältnisse und eines siechen Körpers hat er zu überwinden gewußt.

Nichts, auch nicht die dem medizinisch Geschulten seit dem 32. Lebensjahre feststehende Gewißheit eines frühen Todes hat ihm die Schaffensfreude gemindert oder die Schaffenskraft gelähmt.

Er weiß es: was dieser sichtbaren Welt angehört, ist unrettbar dem Untergang verfallen; aber es gibt — das ist sein unerschütterlicher Glaube — ein unsichtbares Reich der Ideen, aus dem uns, wenn wir diese in uns Gestalt gewinnen lassen, das wahre, durch keine Gewalt zerstörbare Leben kommt.

Sein Streben nach Selbstveredelung führt ihn weder hinweg von des Lebens verworrenen Kreisen in die Stille der ländlichen Flur oder in des Klosters friedliche Zelle, noch macht es ihn kalt gegen seine Umgebung.

„Wenn ich hasse“, sagt er, „so nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe.“ Er glaubt an die Wirklichkeit einer uneigennützigen Liebe.

„Ich bin verloren, wenn sie nicht ist; ich gebe die Gottheit auf, die Unsterblichkeit und die Tugend. Ich habe keinen Beweis für diese Hoffnungen mehr übrig, wenn ich

aufhöre, an die Liebe zu glauben. Ein Geist, der sich allein liebt, ist ein schwimmendes Atom im unermesslichen leeren Raume.“

Dem so Gesinnten ward das Glück der Freundschaft in reichem Maße zuteil, und er hat die Idee der Freundschaft wie selten einer tief erfaßt und voll verwirklicht.

Er denkt sie in engster Verbindung mit der Freude. Sein Hymnus auf die Freude, worin glücklich gepriesen wird, wem der große Wurf gelungen, eines Freundes Freund zu sein, ist für fröhliche Geselligkeit eines vertrauten Freundeskreises gedichtet; aber er fordert diesen nicht zu flüchtigem, gedankenlosem Genuß, sondern zu dankbar froher Versenkung in ein von ewiger Liebe durchwaltetes, von Freude beseeltes und bewegtes Weltganze auf und begeistert ihn für die Ideale reinen Menschentums.

Dieser Hymnus ist der Ausdruck seines Herzensjubels über seine junge Freundschaft mit Körner, deren Denkmal, der umfangreiche Briefwechsel der beiden Freunde, von ihrem fruchtbaren Zusammenarbeiten und von der steten Bereitwilligkeit des Dichters, von der eindringenden Kritik des Freundes zu lernen, das schönste Zeugnis ablegt.

Und als er später die Freundschaft Goethes suchte, tat er es mit Überwindung jeder Empfindlichkeit und in klarer Erkenntnis des tiefen Gegensatzes der naiven und der sentimentalischen Dichtung, der mehr realistischen und der mehr idealistischen Denkweise, die Goethe und ihn unterschied, aber nach seiner Meinung sie nicht trennen, sondern vielmehr mit dem Verlangen nach gegenseitiger Ergänzung und Berichtigung erfüllen sollte.

Sie wissen, was der in solchem Geiste begründete Freundschaftsbund Schillers und Goethes für beide zu bedeuten gehabt hat.

Ihr ehernes Doppelstandbild in Weimar bringt nicht nur in unvergleichlich feiner Charakteristik die Natur eines

jeden der beiden großen Dichter, sondern auch die Idee einer auf gleiches Streben nach Vollendung gegründeten Freundschaft zu klassischer Darstellung.

Lassen Sie mich Ihnen allen wünschen, daß Sie in den neuen Kreisen, die sich Ihnen nunmehr öffnen, Freundschaften suchen und finden möchten, die Sie nicht ablenken von den Zielen, denen Sie nachzustreben haben, sondern ihre Schritte nach diesen Zielen beflügeln; die ihre Eigenart nicht gefährden, wohl aber sie ergänzen und wo es not tut, berichtigen; in denen sie weder bloß empfangen noch bloß geben, sondern empfangend und gebend das Glück rückhaltloser Hingebung empfinden!

Sie werden solche Freundschaften zunächst unter denen suchen und finden, die mit Ihnen den gleichen Beruf gewählt haben.

Der freie Gedankenaustausch über die gemeinsamen Studien wird diese aufs wirksamste fördern, und Ihre Liebe und Ihr Verständnis für alles, was zu Ihrer späteren Lebensaufgabe gehört, wird in solchem Verkehr gesteigert und gefestigt werden.

Aber Sie werden nicht vergessen, daß mit Ihrer Berufsbildung die Entfaltung Ihrer gesamten Persönlichkeit Hand in Hand gehen muß, werden sich gern mit Gleichgesinnten in der Pflege und dem Genuß edler Kunst zusammenfinden und schon dadurch sich für das Gemeine und Niedrige unzugänglich und für das Gute und Hohe empfänglich machen.

Über alles aber werden Sie, das lassen Sie mich hoffen, an Ihren Freunden die Reinheit und Festigkeit der Gesinnung schätzen, wie alles, was dem Idealismus Schillers verwandt ist!

Von diesem Idealismus lassen Sie sich tief durchdringen, damit Sie einst Ihren Beruf mit freudiger und hochherziger Hingabe ausüben und in solchem Dienst frei

und stark werden und, welche Schicksale auch Ihrer warten, ungebeugt durchs Leben gehen!

So werden Sie, wo und in welcher Tätigkeit auch immer, an Ihrem Teile helfen, daß auch unser Volk in seiner Gesamtheit den weltgeschichtlichen Beruf erfüllt, den Ihnen, so Gott will, der 9. Mai 1905 recht eindringlich und nachhaltig zum Bewußtsein bringt.

Der allmächtige Gott leihe Ihnen dazu seinen Beistand!

Anmerkungen.

- Vorwort S. III 3. 4 v. o. „Festschrift Albert von Bamberg zum 1. Oktober 1905 gewidmet vom Lehrerkollegium des Gymnasium Ernestinum zu Gotha. Gotha 1905, Friedrich Andreas Perthes. (Inhalt: Ewald, De aenigmatibus Aldhelmi et acrostrichis. — Felgner, Eine unbefannte englische politisch-literarische Korrespondenz Ernsts II. von Sachsen-Gotha-Mtenburg. — Laßwitz, Schillers „Idealistische Freiheit“. — Rosenstock, Einige neue Farne aus Südbrafilien. — Lautensach, Afigmatische Moriste mit α statt o und ϵ bei den Tragikern und Komikern. — Sauerbrei, König Sinder, der Vormund des byzantinischen Kaisers Theodosius des Kleinen. — Schneider, Sophokles' *Nias* B. 144 $\epsilon\pi\pi\omicron\mu\alpha\nu\eta$ λε:μωνα und die übrigen mit — $\mu\alpha\nu\eta\varsigma$ gebildeten Adjektiva. — Pabst, Die Spitzzehlährte von Lambach in Thüringen, *Ichnium acrodactylum tambacense*. — Regel, Über den Einfluß der Freundschaft Schillers mit Körner auf den Dichter. — Liebenam, Reichsgewalt und Reichsteilungen im 4. Jahrh. n. Chr. — Fiebig, Die „Sprüche der Väter“ und das Neue Testament.)
- Vorwort S. III 3. 6 v. o. Die Reden Nr. 2, 5, 6, 7 und 8 sind bereits in dem schon länger vergriffenen Programm des Ernestinum von 1898 abgedruckt (s. Gymnasium XVII S. 667. Jahresberichte über das höhere Schulwesen 1898 II 43 f.), Nr. 3 von S. 24 3. 3 v. u. in der „Christlichen Welt“ 1890 S. 416 f., Nr. 9 von S. 99 3. 18 v. u. in „Lehrproben und Lehrgänge“ Heft LXII S. 48 ff.
- Vorwort S. IV 3. 4f. s. Ewald, Philippus Melancthon als Gelehrter, Lehrer, Schulmann und Genosse Luthers; Rede, am 16. Februar 1897 in der Aula des Gymnasium Ernestinum gehalten. Gotha, Fr. A. Perthes, 1897. S. 17. Vgl. v. Bamberg, Zwei Schulreden S. 10.
- S. 21. Wilhelm Hey, Der Fabeldichter und Dichter des auch im Ernestinum viel gesungenen Kirchenliedes „O Christentum“, s. Marx Schneider, Die Lehrer des Gymnasium illustre zu Gotha (1524 bis 1859). II S. 11. Pg. des Ernestinum 1902.
- S. 57. Voran ging eine kurze Begrüßung des Herzogs Alfred und der Herzogin Marie, die der gekürzten Aufführung der Antigone mit den Mendelssohn'schen Chören beigewohnt hatten.

- §. 78 B. 16 v. u. Wie treu Kaiser Wilhelm I. noch als 80 jähriger Greis seiner Einsegnung gedachte, geht aus dem pietätvollen, ihn auch sonst charakterisierenden Eingang eines eigenhändigen, noch ungedruckten Briefes hervor, den er am 12. Juni 1877 an den Präsidenten des Evangelischen Oberkirchenrats Herrmann schrieb: „Zum Eingang dieses Schreibens muß ich Ihnen den ganzen Ernst meiner Stimmung vorführen und Ihnen sagen, daß ich am 7. Juni den Todestag meines unvergeßlichen Vaters beging, am 8. den 62. Jahrestag meiner Confirmation, dem 11. eben so lange meiner ersten Communion, den Weisungstag meines Vaters nach 37 Jahren und meines 48. Hochzeitstags, und alle diese ersten Gedächtnistage unwohl in völliger Abgeschlossenheit zubachte, — so werden Sie sich überzeugen, daß keine Übereilung mir diese Zeilen dictiren können, sondern wohl durchdachte und überlegte Aussprüche nur sein können, in Conséquenz meines bisherigen Handelns in den uns bewegenden Angelegenheiten!“
- §. 116. Voran ging eine deutsche Abschiedsrede des Abiturienten Richard Lindemann über Sophokles' Philoktet und Goethes Iphigenie.
- §. 125. Vorher entwickelte der Abiturient Hermann Lautensach in einer deutschen Abschiedsrede den Sentenzenreichtum von Schillers Braut von Messina.
- §. 125. Vgl. die Beiträge von Kurd Laßwitz und Paul Regel in der „Festschrift“. Der erstere ist ein Bruchstück der Rede zur öffentlichen Jahrhundertfeier an Schillers Todestag über „Schiller als Befreier“, der zweite eine Fortsetzung der Rede, die der Verf. bei der Gynnasialfeier des 9. Mai 1905 über Schillers Jugendfreundschaften gehalten hat.
-